
Kulturelle Identität und kulturelle Differenz

Konzeptioneller Rahmen des Grundtvig Multilaterales Projekt: „Identität und Differenz - künstlerisch-kreative Übungen als didaktische Unterstützung in der Erwachsenenbildung“

1. Wie Kulturen entstehen

In dem Maße, in dem in der modernen Welt Grenzen und Begrenzungen fallen, Entfernungen schrumpfen und Menschen, Gruppen, Klassen, Unternehmen, Institutionen, Nationen und Gesellschaften global miteinander in Beziehungen treten und auch im Inneren eine Gesellschaft der pluralen Lebensstile und Weltanschauungen entsteht, wird die Vielfalt der Verschiedenheiten bewusst – der Sprachen, Religionen, Gesetze, Gebräuche, Weltanschauungen, der politischen Formen, der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten, der Mythen und Überzeugungen, der Sichtweisen, Hoffnungen und Fähigkeiten, alles dessen also, was wir im Begriff der *Kultur* zusammenfassen. Die weltweite Vielfalt und Buntheit der Kulturen wird zu einer alltäglichen Erfahrung. Mit Staunen kann man wahrnehmen, wie ganz anders andere das, was uns selbstverständlich erscheint, verstehen, interpretieren und kulturell ausformen. Die anderen sind anders als wir, sie sprechen anders, beten anders, deuten die Welt anders, gehen anders miteinander um, haben andere Ziele, andere Werte; sie *unterscheiden* sich von allen anderen kulturellen Gruppierungen, auch von uns und „den Unseren“, von „Meinesgleichen.

Bei den kulturellen Unterschieden handelt es sich nicht um individuelle Verschiedenheit (die kommt dann womöglich auch noch dazu), sondern um kollektive Phänomene: Sprache, Religion, Gebräuche usw. werden stets von mehr oder weniger großen Gruppen von Menschen geteilt und sind diesen dementsprechend *gemeinsam*; diejenigen, die einer Kultur angehören, sprechen die *gleiche* Sprache, gehören der gleichen Religion an, folgen den gleichen Gebräuchen usw. Denn niemand ist mit seiner Sprache, Religion, seinen Gebräuchen usw., mit seiner Kultur also allein, sondern er gehört einer mehr oder weniger großen Gruppe an, die so spricht, glaubt, denkt, handelt usw. wie er selbst, mit denen er seine Kultur teilt, zu der er also dazugehört, zu der er zugeordnet, mit der er *identifiziert* wird und mit der er sich selbst ebenfalls identifizieren kann. In Bezug auf die kulturellen Merkmale sind diese Menschen, die einer Kultur angehören, also *gleich*, während sie sich von anderen Menschen mit anderer Sprache, Religion, anderen Gebräuchen usw. *unterscheiden*. Kulturelle Merkmale dienen somit *zugleich* der Unterscheidung *und* der Identifikation, der Feststellung des Andersseins *und* der Feststellung der (kulturellen) „Identität“.

Das, was nach innen Gleichheit, soziale Identität bildet, konstituiert also nach außen Verschiedenheit, Differenz. Dies zeigt den dialektischen Zusammenhang beider Begriffe: Keine

Identität ohne Differenz, keine Differenz ohne Identität. Was mich (kulturell) von anderen unterscheidet, verbindet mich mit meinesgleichen – ja, erst die Differenz der kulturellen Erscheinungen konstituiert überhaupt die Identität der jeweiligen Angehörigen dieser Kultur: Mein kulturelle Identität verdanke ich meiner kulturellen Verschiedenheit von den anderen, die nicht meiner Kultur angehören. Ginge die kulturelle Verschiedenheit und Vielfalt verloren, müsste sich auch die kulturelle Identität verlieren

Die kulturelle Identität entsteht zum einen passiv, indem man von anderen einem bestimmten kulturellen Zusammenhang zugeordnet wird, aber sie entsteht auch aktiv, indem man sich selbst mit diesem kulturellen Zusammenhang identifiziert und diesen (mit) ausgestaltet: Er ist einer von denen – ich bin einer von uns! Hier gehöre ich dazu, diese sind so wie ich, das sind „meine Leute“. In Bezug auf die eigene Gruppe wird kulturell nicht Andersartigkeit und Verschiedenheit erlebt, sondern Gemeinsamkeit, Vertrautheit, Zusammengehörigkeit, „Heimat“ – eben (kulturelle) Identität. Aber Vertrautheit kann nur an der Verschiedenheit entstehen, Heimat ist nicht möglich ohne die Fremde.

Kulturelle Verschiedenheit und Vielfalt zu bekämpfen oder zu gefährden, heißt damit letztlich, kulturelle Identitäten in Frage zu stellen oder zu gefährden – auch die eigene. Umgekehrt: Kulturelle Vielfalt zu erhalten und anzuerkennen, heißt, kulturelle Identitäten zu stärken und anzuerkennen – auch die eigene.

Was steht aber konkret hinter diesem rein begrifflich-logischen Zusammenhang? Was ist eigentlich „kulturelle Differenz“, wie entsteht sie, und was bedeutet es, eine „kulturelle Identität“ zu haben?

Zur Beantwortung dieser Fragen greifen wir auf einen konstruktivistischen Ansatz zurück:

Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit

Menschen sind soziale Wesen und bewegen sich gemeinsam in Gruppen in der Welt. Dort nehmen sie vielfältige Phänomene ihrer Umwelt, aber auch der eigenen Gruppe wahr. Von diesen Phänomenen ist zunächst unklar, was sie für die Menschen *bedeuten*, d.h. was man mit ihnen machen kann, was hinter ihnen steht, ob sie mit Vorsicht zu behandeln sind, welche Mächte und Kräfte sich in ihnen ausleben, usw.. Sich die Phänomene der Welt und des Lebens anzueignen heißt, ihnen in diesem Sinn eine Bedeutung zu geben, sie zu *interpretieren*, ihnen *Sinn* zu verleihen, sie zu erklären, Zusammenhänge herzustellen, ihnen Namen zu geben und sie miteinander zu verknüpfen.

Diese „Konstruktion“ der Welt ist ein aktiver, schöpferischer Vorgang, bei dem die Menschen ihre Welt *erschaffen*, indem sie Dinge, Zustände und Verhältnisse unterscheiden und benennen und ihnen durch *Deutung* eine spezifische, sinnhafte Existenz verleihen (und diese nicht etwa nur naiv-realistisch ablesen oder erkennen). So erfährt das Phänomen des Todes etwa, um begriffen, verstanden, verarbeitet zu werden und um zu wissen, was man damit macht, welche Handlungen in Bezug auf den Tod angemessen sind, eine Deutung, wonach die Seele den Leib verlassen und sich in eine jenseitige Welt begeben habe. Zugleich müssen entsprechende Vorstellungen, Bilder von dieser jenseitigen, metaphysischen Welt hervorgebracht werden.

Da der Mensch immer schon ein soziales Wesen ist, handelt es sich um *gemeinsame* Konstruktionen: Die Interpretationsleistungen ebenso wie die sich daraus sinnvoll ergebenden Handlungen und Handlungsregeln werden von den Menschen in oft längeren Prozessen kollektiv hervorgebracht. Sie sind ihr gemeinsamer Besitz, ihre gemeinsame von ihnen geschaffene Welt „über“ den Phänomenen der Natur: ihre „*Kultur*“ als zweite, „soziale“ Natur im Sin-

ne eines Kosmos von Namen, Vorstellungen, Deutungen, Regeln, mit denen die „erste“ Natur kollektiv angeeignet, gebändigt, interpretiert wird.

Damit sind alle kulturellen Erscheinungen (wie Sprache, Religion, Wertordnungen usw.) interaktiv hervorgebrachte soziale Schöpfungen, habitualisierte Interpretationen der Wirklichkeit, kollektive Deutungen und Problemlösungen (z.B. des Todes und der Frage nach dem Nachtodlichen, oder des Essbaren und Nicht-Essbaren, oder der angemessenen Wohnung). Kultur heißt in dieser Perspektive: Geschaffene, hergestellte Normalität, Gewissheit, Vertrautheit. Als sozial konstruierte ist Kultur nicht „naturegegeben“, sondern eine „gemachte“ Ordnung, die faktisch auf (selten bewusster) Vereinbarung und institutionalisiertem Konsens, also auf sozialen Prozessen beruht. So entstehen soziale Ordnungen, die sicherstellen, dass die Menschen sich in ihrer Welt gemeinsam bewegen, dass sie sich über sie verständigen, in ihr orientieren können.

Erkenntnistheoretische Anmerkung

Den Menschen ist ihre Welt zunächst als *Wahrnehmung* gegeben, d.h. als undifferenziertes Kontinuum von Sinneseindrücken und Empfindungen. Um die Gegebenheiten zu unterscheiden, sie zu erkennen und wiederzuerkennen und zu wissen, was sie „sind“, müssen die Menschen in diesen „Sinnesteppich“ Begriffe einführen, die ihn ordnen, strukturieren, Einzelheiten unterscheiden und identifizieren. Das ist ihre Leistung, durch die sie eine erkennbare Welt erschaffen: Erkennen ist nicht passives Aufnehmen und Abbilden, sondern aktives Gestalten. Im Erkenntnisakt wird die erkannte Welt hervorgebracht, erschaffen. Dabei stoßen die Menschen an zwei Grenzen: Zum einen an die Eigenstrukturen der sinnlichen Welt, zum anderen an die der Begriffe. Umstritten ist, wieweit die Menschen die Begriffe lediglich an den Strukturen der Sinneswelt und den eigenen Erfahrungen damit bilden (Materialismus) oder inwiefern diese Begriffe (auch bzw. potentiell) Eigenstrukturen einer übersinnlichen, geistigen Welt spiegeln, an der die Menschen über die Begriffe teilhaben und die ihnen objektive Wahrheit verleiht (Idealismus). Die Menschen gebrauchen die Begriffe je nach ihrer Herkunft, ihren Erfahrungen, Standpunkten, Interessen, Perspektiven unterschiedlich und leben entsprechend in unterschiedlichen „Wirklichkeiten“. Der Austausch darüber, die gegenseitige Klärung und Vereinbarung ist Voraussetzung für soziale Verständigung. Die Notwendigkeit der sozialen Verständigung wird in vielen Erkenntnistheorien zu wenig beachtet, weil sie beim Abstraktum „des“ Menschen ansetzen. In Wirklichkeit gibt es aber immer nur „die“ Menschen.

Die Stabilität kultureller Schöpfungen

Indem sich nicht ein einzelner Kultur „ausdenkt“, sondern sie aus einem sozialen Interpretationsprozess hervorgeht, Gemeingut ist und intergenerationell weitergegeben wird, *erscheinen* die kulturellen Interpretationen und Konstruktionen als „objektiv“, als *Wirklichkeit*, weil ja alle in der eigenen Umgebung sie teilen und dadurch ständig bestätigen. Kulturelle Phänomene werden so zu selbstverständlichen Gegebenheiten, ihre „Hergestelltheit“ wird undurchschaubar. Die kulturellen Phänomene erscheinen als „natürlich“, als selbstverständlich, als Normalität schlechthin; wäre das nicht so, würden die kulturellen Interpretationen auch keine Sicherheit des Weltverständnisses und der Orientierung in der Welt bieten können. Indem alle an etwas glauben und ihr Handeln danach richten und es voneinander als Normalität erwarten, wird es zur *sozialen Wirklichkeit*.

Anders als die „erste“ Natur bleibt diese „zweite“ aber immateriell, ein rein geistiges Gebilde, das nicht gegeben, sondern hervorgebracht, hergestellt, also menschlich-soziale „Erfindung“ ist. Als „soziale Erfindung“ ist Kultur aber weniger verbindlich, weniger unbedingt gültig, weniger selbstverständlich als die „erste“ Natur. Sie muss aber für die Menschen, die sie gemeinsam hervorgebracht haben, verbindlich, gültig und stabil sein, wenn sie soziale Verständigung, wenn sie gesellschaftlichen Verkehr ermöglichen soll. So bildet jede Kultur zugleich ihre eigenen Stabilisatoren aus: wechselseitige Erwartungen, Prozesse der Institutionalisierung und komplexe Legitimationssysteme. Das sind wiederum soziale Konstruktionen, die „Wahrheit“ behaupten, definieren, was Abweichungen sind und wie weit sie toleriert werden können bzw. ab wann sie zu sanktionieren sind. So erhält sich die soziale Konstruktion der Wirklichkeit aus sich heraus selbst. Den nachfolgenden Generationen erscheinen sie damit als Gegebenheiten, als „soziale Tatsachen“, als „Realität“, als selbstverständlich und objektiv, als vorgegebene Struktur, an der man nicht rütteln kann.

Dies ist zugleich ein Prozess der *Entfremdung*, indem das von Menschen Gemachte sich ihrer Verfügungsgewalt entzieht und prägend, lenkend, bestimmend auf sie zurückwirkt. Für den Einzelnen ist diese „zweite Natur“ seine selbstverständliche Welt, für ihn ist sie so real und objektiv wie die erste Natur, die Steine, Berge, Flüsse usw. Seine Sprache, Religion, seine Wertordnungen, sozialen Spielregeln, seine eigene Rolle, die Art, wie er sich zu anderen in Beziehung setzt, seine Vorstellungen von Gut und Böse, von Erlaubt und Nicht Erlaubt, seine Aufgaben und Ziele – alles dies ist für ihn selbstverständlicher Lebensraum, dessen Horizont er nicht überschreitet, dessen Relativität und „Hergestelltheit“ ihm normalerweise nicht bewusst ist.

Soziale Binnendifferenzierung und soziale Identität

Trotz ihrer relativen Stabilität und vielfältiger Mechanismen zu Aufrechterhaltung der verbindlich gewordenen sozialen Ordnungen sind die Kulturen oder Kulturkreise, je komplexer sie werden, in sich keineswegs homogen, sondern bilden selbst wiederum vielfältige Differenzierungen und Subkulturen aus, die z.T. zugelassen bzw. mittelfristig (re-)integriert werden. Aus den sozialen Konstruktionsprozessen gehen auch Interpretationen und Differenzierungen der sie tragenden Menschen hervor. Die Angehörigen einer Gesellschaft bzw. eines Kulturkreises werden (im Lauf der Geschichte) geordnet, gegliedert, unterschieden – die Mitglieder bekommen Struktur, innere Ordnung, sie werden überschaubar, unterscheidbar – und damit selbst zu einem *Gegenstand sozialer Deutung und Interpretation*. Es entstehen Unterscheidungen und mit ihnen Untergruppen, unterschiedliche Stände und Klassen mit unterschiedlichen Aufgaben und Privilegien, Normen und Rechten, schließlich vielfältige Rollenbilder aus differenzierten Erwartungen an das Verhalten und das Sein der Menschen.

Das heißt: aus dem gleichen sozial schöpferischen Strom gehen auch Interpretationen und Deutungen der Menschen hervor, denen die Kultur einen bestimmten (differenziellen) Platz und eine spezifische Bedeutung zuweist: Adelige oder Bauer, Unternehmer oder Angestellter, Bayer oder Preuße, Katholik oder Protestant. So werden nun diese Untergruppen und ihre Mitglieder selbst zu Gegenständen sozialer Interpretations- und Konstruktionsprozesse, die ihnen spezifische „soziale Identitäten“ zuschreiben. Mit diesen sind wiederum je spezifische und voneinander verschiedene Aufgaben, Erfahrungen, Sichtweisen und Perspektiven verbunden, die sich in unterschiedlichen *mentalenen Modellen* ausdrücken und innerhalb der gemeinsamen übergreifenden Kultur *Subkulturen* ausbilden können.

Jede Gesellschaft hält als Teil ihrer Kultur für ihre Mitglieder gewissermaßen eine Reihe von Rollen bereit, die nichts anderes sind als „Identitätsschablonen“, „Identitätsmuster“, die beschreiben, was für einen Angehörigen dieses Musters typisch ist, was er darf und was nicht,

was man von ihm erwarten kann und was nicht, „was für einer das ist“. In binnendifferenzier-ten Gesellschaften werden auch differenzierte soziale Identitäten hervorgebracht, die sich voneinander unterscheiden: Ein Adeliger „ist“ jemand anderes als ein Bauer, er spricht anders, verhält sich anders, hat andere Rechte, beurteilt die Dinge anders, usw. Es gibt somit innerhalb einer Kultur oder Gesellschaft auch ein differenziertes Angebot sozialer Identitäten, denen bestimmte Eigenschaften, Aufgaben, Gewohnheiten, Verhaltensweisen usw. zugeschrieben werden. Ohne diese kulturell hervorgebrachten Unterschiede gäbe es auch keine soziale Identität eines Menschen. Damit eine Identifikation möglich ist, muss man zuvor verschiedene Gruppen, Subkulturen, Glaubensgemeinschaften usw. unterscheiden, gliedern, sie in ihrer äußeren Verschiedenheit und inneren Homogenität identifizieren, benennen und etikettieren.

In diesem Sinne wird also auch der einzelne Mensch als Angehöriger einer bestimmten (Sub-)Kultur „sozial erschaffen“, geht seine Person aus sozialen Konstitutionsprozessen hervor, entsteht seine *soziale Identität* als Summe von kulturellen Erwartungen und -deutungen. Diese soziale Identität prägt die Persönlichkeit bis in ihre Empfindungen und Wahrnehmungen, Wünsche und Hoffnungen, Denkweisen und Vorstellungen hinein. Dadurch werden die Personen zu Mitgliedern ihrer Gemeinschaften, die eben so denken, fühlen und wollen, wie es hier üblich ist und erwartet wird – und die damit wiederum die Stabilität des sozialen Zusammenhangs und seiner kulturellen Konstruktionen sichern.

Erst historisch relativ spät und an den christlich-abendländischen Kulturkreis gebunden tritt die Vorstellung von einer „Individualität“, einer Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit des Einzelmenschen jenseits seiner sozialen Identität auf: Die Vorstellung eines „Ich“ bzw. einer „Ich-Identität“, einer rein individuell-persönlichen Existenz jenseits aller sozialen Definitionen und Attributen.

Kulturelle Konflikte und kultureller Wandel

Je nach der eigenen Stellung im Gesamtverband gibt es unterschiedliche sozial sanktionierte Sichtweisen und Perspektiven, die sich mit denen anderer Gruppen oder sozialer Orte in einer Kultur nicht unbedingt vertragen müssen, sondern sich gegenseitig ausschließen können. Denselben Baum als Schattenspender und Naturschönheit oder als Nutzholz zu interpretieren, kann zu sehr gegensätzlichen Handlungsweisen in Bezug auf diesen Baum führen und bedeutet einen *Konflikt* innerhalb dieser Kultur, der sich ausweiten kann. Die soziokulturellen „Konstruktionen“ sind ja schließlich nicht geplant und systematisch entstanden, sondern eher „naturwüchsig“. Deshalb gibt es bei den Interpretations- und Reinterpretationsprozesse durchaus Konflikte, Rebellionen, Abweichungen und Spaltungen. Was dem einen als wahr und selbstverständlich gilt, ist dies für den anderen keineswegs. Soziale Konstruktion prallt auf soziale Konstruktion. Damit stellt sich die Frage nach der Konfliktlösung, nach der Durchsetzungsmacht und der Herrschaftsform.

Indem binnendifferenzierte Kulturen in diesem Sinne keineswegs widerspruchsfrei sind, bleiben sie auch in sich lebendig, müssen immer wieder neue Interpretationsprozesse ablaufen und gibt es sozialen bzw. kulturellen *Wandel*. Die sozialen Interpretations- und Konstruktionsprozesse sind niemals abgeschlossen und vollendet, sondern sie dauern an, sind ständig im Fluss, sind latent immer präsent und können jederzeit manifest werden. Dieser sozial schöpferische Grundprozess sich zeigt auch jedes Mal, wenn ein neues Team zusammentritt und beginnt, seine Binnenverhältnisse zu ordnen: Es geht gar nicht anders, als dass sich neu gebildete Gruppen erst einmal ihre „Kultur“ – ihre Normen und Regeln, ihre innere Differenzierung, ihre Rollenverteilung usw. - erarbeiten.

Die kulturellen Interpretationen und Konstruktionen sind keine feststehenden, widerspruchsfreien Konzepte, die einmal gebildet und dann für alle Zeiten gegeben sind, sondern sie werden in der Interaktion mit anderen Gruppenmitgliedern selbstverstärkend immer wieder neu hervorgebracht und unterliegen mehr oder weniger versteckten Veränderungen. So kann z.B. mitten in einer „etablierten“ Gesellschaft eine neue religiöse Gruppierung mit einem neuen Glauben auftreten, die bestimmte Phänomene ganz anderes deutet und behandelt als die etablierte Religion und zu anderen Schlussfolgerungen kommt (vgl. z.B. die Reformation oder die vielen Ketzerbewegungen). Solche Entwicklungen, bei denen innerhalb einer Kultur unterschiedliche, vielleicht unvereinbare Interpretationen und Konstruktionen der Wirklichkeit aufeinanderprallen, können zu inneren Konflikten, Abspaltungen, Glaubenskämpfen usw. führen.

Dass solche Brüche innerhalb einer Kultur möglich sind, belegt, dass der Prozess der sozialen Schöpfung, der Kreativität sozialer Vereinbarung durchaus auch in sehr strukturierten, scheinbar fest gefügten Gesellschaften stets latent wirksam ist und die bestehenden Ordnungen jederzeit gefährden kann, wenn entsprechende neue Erfahrungen, Konfliktlagen oder bisher unbekannte Phänomene zu integrieren sind. Die tendenziell statischen, starren soziokulturellen Konstruktionen neigen daher dazu, sich gegen den Wandel abzuschotten und nach innen komplexe Kontrollsysteme aufzubauen, die der Aufrechterhaltung der geltenden Interpretationsmuster dienen (s. z.B. Inquisition).¹ Deshalb gelingt innerer Wandel – d.h. die Durchsetzung neuer Interpretationen und Konstruktionen – in der Regel nur im Rahmen von Konflikten, die oft genug gewaltsam ausgetragen werden. Da will dann eine Gruppe gegen den Willen einer anderen die bestehenden Ordnungen ändern, oft umstürzen. Gelingt diese Revolution nicht, so ist ein klassischer Ausweg auch Flucht und Auswanderung: Die abweichende Gruppe kann im Rahmen der bestehenden Kultur ihre Neuinterpretation nicht durchsetzen und findet auch keine Anerkennung in ihr, sondern wird im Gegenteil eher verfolgt; deshalb trennt sie sich auch räumlich von ihrer bisherigen Kultur und sucht nach einer Region, wo sie ihre eigene neue Kultur aufbauen kann, d.h. wo sie frei ist, ihre eigene soziale Wirklichkeit zu konstruieren (so haben die Puritaner die Ostküste Nordamerikas besiedelt).

2. Interkulturelle Begegnungen

Kulturelle Vielfalt

Alle kulturellen Erscheinungen sind in dieser konstruktivistischen Perspektive menschlich-soziale „Konstruktionen“, also menschliche Schöpfungen, Ausdruck der schöpferischen Kraft von Gruppen, die *ihre* Welt grundsätzlich hervorbringen, erschaffen, herstellen. Es handelt sich um einen immerwährenden *sozialen Schöpfungsprozess*.

Die beschriebene kulturschöpferische Kraft, Wirklichkeit sozial zu konstruieren, ist jeder sozialen Gruppierung zu Eigen. Soziale Interpretationen und Konstruktionen setzen ein, sobald eine Gruppe zusammentrifft und die Mitglieder beginnen, miteinander zu interagieren und zu kommunizieren, also ihre Gruppendynamik zu entfalten. Allerdings geht dabei jede sich als zusammengehörig empfindende Gruppierung *ihren speziellen Weg*. Unterschiedliche Grup-

¹ Soziale Systeme, die den sozio-kulturellen Wandel selbst institutionalisieren, sind eher späte Erscheinungen (z.B. Markt, Kapitalismus, Demokratie).

pierungen können entsprechend ihren jeweiligen Lagen, Erfahrungen und Gegebenheiten zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen, also zu sehr verschiedenen kulturellen Interpretationen und Konstruktionen kommen. Jedes abgegrenzte soziale Gebilde entfaltet *seinen* Prozess der Kulturschöpfung und hat schließlich auch seine eigene Kultur. Greifbar wird das z.B. an Phänomenen wie der „Unternehmenskultur“, die von Unternehmen zu Unternehmen verschieden ist.

Auf der Ebene von Gesellschaften entsteht so „kulturelle Vielfalt“ über den Globus, aber auch innerhalb jeder Gesellschaft. Aus der Zusammengehörigkeit von Interaktionsverbänden entstehen ganz unterschiedliche Kulturen – manchmal getrennt voneinander, manchmal in Auseinandersetzung miteinander, manchmal durch Spaltung und Trennung. Das heißt auch: Eine gemeinsame Kultur kann entstehen, wo Menschen miteinander interagieren und in Beziehung treten, oder umgekehrt: Wo immer Menschen sich treffen und miteinander interagieren, greifen sie zum einen auf ihre gemeinsame Kultur und deren Tradition zurück und bestätigen diese damit aufs Neue; zum anderen besteht aber – wie latent auch immer - jenes soziale kulturschöpfende Potential und kann neue gemeinsame Kultur im Sinne gemeinsamer neuer Interpretations- und Konstruktionsleistungen gebildet werden.

Im globalen Prozess der Kulturentstehung kommt es in den verschiedenen Gesellschaften – vermutlich entsprechend ihrer unterschiedlichen Gegebenheiten, Situationen, Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erkenntnissen, Überlebensnotwendigkeiten usw. - zu sehr unterschiedlichen, voneinander abweichenden sozialen Konstruktionen, zu ganz eigenen, voneinander verschiedenen kulturellen Schöpfungen. So wurden und werden überall auf der Erde teils unabhängig von einander, teils unter gegenseitigem Einfluss viele und deutlich voneinander verschiedene kulturelle Lösungen und Deutungen für z.T. spezifische, oft aber auch die immer gleichen existentiellen menschlichen Fragen und Themen „erfunden“ und entwickelt. Sofern es sich in einer sehr allgemeinen Schicht um die gleichen menschlichen Existenzbedingungen handelt – Leben und Tod, Diesseits und Jenseits, Gut und Böse, Wachsen und Vergehen, Jahreszeiten, Unwetter, Feldbau, Jagd usw. usw. – sind diese unterschiedlichen kulturellen Lösungen einander doch auch wieder überraschend ähnlich, beziehen sich auf das Gleiche und sind deshalb im Prinzip miteinander vergleichbar und verstehbar.

Die Erde hat immer viele verschiedene, verschieden ausdifferenzierte, verschieden komplexe, vielleicht auch unterschiedlich weit entwickelte Kulturen bzw. kulturelle Antworten unterschiedlicher Verwandtschaftsgrade nebeneinander getragen – und damit einer Vielfalt von Sprachen, Religionen, politischen Systemen, Weltdeutungen, Wertordnungen, Verhaltensnormen und Interpretationen von Welt und Mensch Raum gegeben. Diese unterschiedlichen Kulturen haben sich z.T. aufgrund großer und schwer zu überwindender Entfernungen relativ lange unabhängig voneinander entwickelt, verbreitet, auch wieder zersplittert usw... Andere Kulturen haben sich berührt und sich mitunter in gegenseitiger Auseinandersetzung entwickelt. Manche haben sich bewusst gegen die Anderen abgeschottet, manche haben sich gegenseitig bekämpft, andere haben sich gegenseitig befruchtet und beeinflusst. Manchmal haben sie ihre kulturellen Lösungen mehr oder weniger friedlich voneinander übernommen oder miteinander verschmolzen. Manche Kulturen sind untergegangen, andere haben überlebt, wieder andere wurden für eine Zeitlang dominant über andere.

Wo es kulturelle Vielfalt gibt, gibt es also auch Berührung und Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Kulturen, gibt es *interkulturelle Kontakte*. Was genau geschieht, wenn sich unterschiedliche Kulturen berühren, wenn sie in Kontakt miteinander kommen? Wenn also unterschiedliche „Konstruktionen sozialer Wirklichkeit“ aufeinandertreffen?

Fremdheit

Wenn sich Kulturen begegnen, erlebt man, dass die anderen die gleichen Dinge ganz anders sehen, die gleichen Probleme anders lösen, sich in gleichen Situationen nach ganz anderen Erwartungen, Normen, Werten richten usw. Sie „sind“ ganz anders als man selbst, und das wird in aller Regel nicht einfach festgestellt und nüchtern zur Kenntnis genommen, sondern das berührt, erstaunt, irritiert – jedenfalls weckt es Emotionen und Reaktionen.

Jede Kultur ist zunächst einmal „ethnozentrisch“, d.h. sie betrachtet und beurteilt die andere Kultur und deren Interpretationen und Konstruktionen von ihrem eigenen Standpunkt aus (einen anderen hat sie ja nicht). Von diesem eigenen Standpunkt aus – aus der eigenen Perspektive – sind die jeweils andere Kultur und ihrer Leistungen nicht nur anders, sondern *fremd* – d.h.: gemessen am Eigenen abweichend, ungewöhnlich, auch merkwürdig. Dabei ist das Erlebnis der Fremdheit wechselseitig, man ist sich „*einander* fremd“.

Fremdheit heißt: Etwas ist ganz anders, als man es gewohnt ist, es ist überraschend, unerwartet, es passt nicht zu den eigenen Sichtweisen und Gewohnheiten, es entspricht nicht den Erwartungen und Vorstellungen, gehört nicht in das gewohnte Bild – es beunruhigt und irritiert. Denn das Fremde enthält immer eine heimliche Grundbotschaft, einen Subtext, der da heißt: Es muss nicht so sein, wie du es kennst, es geht auch ganz anders, es gibt Alternativen, deine Welt ist nicht die ganze Welt. Das ist die erste Wirkung der Begegnung mit dem Fremden: *Es relativiert das Eigene, bricht es auf, stellt es in Frage*. Das, was bisher als das Normale, Selbstverständliche unbefragt gegolten hat, wird in seiner Relativität bewusst. Die geltende Ordnung, die Routine der bekannten Lösungen, die bestehenden Selbstverständlichkeiten werden durchbrochen – allein schon durch die schlichte Existenz des Anderen, Fremden.

Fremdheit ist kein neutraler Begriff, sondern stets wertgeladen. Das heißt: Die Verschiedenheit wird nicht einfach sachlich nüchtern zur Kenntnis genommen, sondern stets auch *bewertet*. Diese Bewertung des Fremden ist offensichtlich ambivalent: *Es fasziniert und erschreckt gleichzeitig*. Auf der einen Seite kann es locken, neugierig machen, in Erstaunen setzen, Bewunderung wecken; man möchte es genauer kennenlernen. Auf der anderen Seite kann es abschrecken, Ängste wecken, Abwehr und Ablehnung, Abscheu und Aggression hervorrufen, die mitunter in ein direktes Bekämpfen des Fremden übergehen. In der momentanen Diskussion interkultureller Begegnung bereitet diese zweite, dunkle Seite, die in Fremdenfeindlichkeit mündet, besondere Sorgen. Wie können wir sie besser verstehen?

Interkulturelle Konflikte

Die spontane Reaktion auf die Verunsicherung durch das Fremde ist im Allgemeinen eher Ablehnung und Abwehr des Fremden. Freudig begrüßt wird es allenfalls von denen, die innerhalb der bestehenden Zustände ohnehin unzufrieden sind und etwas Anderes, etwas Neues wollen. Alle anderen aber, die sich mit ihrer Kultur identifizieren und deren Regeln stark verinnerlicht haben, erleben das Fremde als Bedrohung, gegen die sie sich wehren, als Zumutung, die sie zurückweisen oder sogar bekämpfen müssen.

Man kann verschiedene Formen und Stufen dieser Abwehr des Fremden – Spielarten der Fremdenfeindlichkeit - unterscheiden:

Das Fremde als Abweichung

In der Begegnung mit einer fremden Kultur wird zunächst einmal deren ganz Anderes, deren Verschiedenheit zur eigenen Kultur wahrgenommen: Man sieht zuerst, was die anderen anders machen, gegen welche Regeln und Gepflogenheiten der eigenen Kultur sie verstoßen. Man bemerkt also die Abweichungen vom Eigenen. Je nachdem, wie die eigene Kultur diese Abweichungen sanktioniert oder toleriert, wird damit auch das Fremde sanktioniert oder toleriert. Gegen Abweichungen in der eigenen Kultur steht ja ein ganzes Arsenal von abgestuften Sanktionen zur Verfügung – von peinlich Berührt sein über Auslachen bzw. sich lustig Machen und verbalen Attacken bis zur Androhung von Gewalt bzw. bis zu Strafen, die offene Gewaltanwendung einschließen bis zur physischen Vernichtung des Andersdenkenden.

Wenn das Fremde also am Maßstab des Eigenen als Abweichung erlebt wird, muss derjenige, der sich mit der eigenen Kultur identifiziert, diese Abweichung mit den ihm kulturell zur Verfügung gestellten Mitteln bekämpfen, mit dem Ziel, dass der Fremde auf den Pfad des Richtigen einschwenkt. Im Extrem führt dies zum Negieren, Unterdrücken und Auslöschen der fremden Kultur und zum Durchsetzen eines Alleinberechtigungsanspruchs der eigenen („Leit-„)Kultur. „In Deutschland sprechen wir deutsch, tragen wir im Unterricht keine Kopftücher und behandeln Ehrenmorde als Verbrechen“. Dieses Muster wird besonders gegen kulturelle Minderheiten innerhalb der eigenen Kultur angewendet. Wie aggressiv es eingesetzt wird, hängt ganz von den Sanktionsregeln der eigenen Kultur gegen die entsprechenden Abweichungen ab, die wiederum damit zusammenhängen, wie wichtig und tragend die entsprechenden Regeln und Verhaltensweisen in der eigenen Kultur sind.

Allerdings greift dieses Muster nur, wenn man sich mit der eigenen Kultur und deren Formen identifiziert und in deren Aufrechterhaltung etwas Sinnvolles sieht. Personen dagegen, die sich von der eigenen Kultur ein Stück weit distanzieren haben, oder Kulturen, deren Verbindlichkeit und Überzeugungskraft nachgelassen hat, neigen dazu, das Fremde nicht zu sanktionieren, sondern die eigenen kulturellen Konstruktionen als „widerlegt“, als erschüttert zu betrachten, die Konstruktionen der fremden Kultur als viel besser, überzeugender, zeitgemäßer ... anzusehen bzw. zu empfinden und sich dieser fremden, anderen Kultur zu ergeben, sich ihr unterzuordnen und ihre von den überkommenen eigenen abweichenden Konstruktionen zu übernehmen – eine Form der kulturellen Selbstaufgabe, bei der das Fremde, Exotische unhinterfragt übernommen wird und das Eigene (teilweise) ersetzt. Das war z.B. gegen Ende des 19. Jhds in Teilen des gebildeten Europa der Fall, das der eigenen „Dekadenz“ durch Übernahme von Teilen der (alt-)indischen Kultur, insbesondere ihrer Esoterik zu entkommen suchte.

Das Fremde als Angriff auf das Eigene

Das Fremde ist aber nicht nur das Abweichende, der Normverstoß, der durch entsprechende Sanktionen wieder zur Ordnung zurückgeführt werden muss. Die Irritation durch das Fremde kann viel tiefer reichen: Es kann nämlich als Provokation, als Infragestellen, als Angriff auf das Eigene verstanden werden. Die Berührung mit dem Fremden birgt damit die Gefahr, dass die eigene Kultur und ihre Setzungen erschüttert und ihre mühsam aufrechterhaltene Stabilität und unhinterfragte Legitimität brüchig werden könnte. U.U. werden Zweifel geweckt: Vielleicht ist ja die Art, wie wir es machen, gar nicht richtig? Vielleicht haben ja die Fremden Recht? Vielleicht sind ihre kulturellen Lösungen ja besser, wirksamer usw.? Das Fremde wird nun nicht als Abweichung, sondern als Angriff auf das Eigene interpretiert – und muss entsprechend zurückgewiesen, bekämpft werden. Nun muss man das Eigene gegen das Fremde schützen, es verteidigen. Dies aber tut man am besten nicht nur dadurch, dass

man das Eigene als das Richtige „beweist“ und seine Legitimität verstärkt, sondern dadurch, dass man parallel dazu das Fremde widerlegt, und zwar nicht nur gedanklich, sondern am besten auch physisch – durch Verfolgung und Ausrottung. Bei diesem Weg versucht die eigene Kultur nicht mehr, die Fremde auf den Pfad der Tugend zurückzuzwingen, sondern hier geht es um eine direkte Konfrontation: Das, was provoziert und in Frage stellt, muss entfernt, ausgelöscht werden. Es handelt sich um eine Art Notwehr der eigenen Kultur, die das Fremde bekämpft, um sich selbst zu schützen und zu erhalten.

Sehr verbreitete Formen dieser Bekämpfung der fremden Kultur können wir unter der Überschrift „*Abwehr durch Abwertung*“ zusammenfassen: Man kann das Fremde z.B. als *Kuriosität* zur Kenntnis nehmen und zur Tagesordnung übergehen, man kann den Kopf darüber schütteln. Man kann es sich auch dadurch aneignen (und es dadurch neutralisieren), das man es deutet, einordnet, benennt und typisiert: Dann hat man es in eine Schublade gepackt, etikettiert und somit auch neutralisiert. Man kann das Fremde aber auch lächerlich machen oder es für wertlos, ja für besonders primitiv, rückständig, minderwertig erklären. Dann wächst sich die Reserve gegenüber dem Fremden schon zu handfesten *Vorurteilen* gegen es aus. Besonders gern wird die fremde Kultur auf einer Entwicklungsstufe angesiedelt, die die eigene Kultur ja nun schon sehr lange hinter sich gelassen hat: „Die sind eben noch nicht so weit“, oder „Die stecken eben noch im Mittelalter“. Kulturen können ihrer Relativierung durch das Fremde auch dadurch entgegenwirken, dass sie u.a. „Deutungen“ für das Fremde anbieten, die dessen „Irrtümer“ offenlegen. Das Fremde ist dann das Falsche, das Primitive, Unwissende, Unterentwickelte, auch das Schlechte, das Böse, nicht Normale, Krankhafte, Abweichende, das Eigene ist das Gesunde, Überlegene, Richtige, Starke. Das ist die *rassistische Variante* des Umgangs mit dem Fremden.

Dieser Umgang ist eine Strategie, die eigene Kultur durch Abwertung gegen die Relativierungen durch die fremde Kultur zu immunisieren. Weil die eigenen kulturellen Muster als soziale Konstruktionen labil sind, müssen die fremden Muster, die sie in Frage stellen könnten, abgelehnt bzw. abgewertet werden: Es muss gezeigt werden, dass sie falsch sind, auf Aberglauben oder Irrtümern beruhen und gar nicht gelten können. Am besten ist es natürlich, wenn man die Angehörigen der fremden Kultur einfach in ihrer Irreleitung belächeln oder auch bedauern kann. Dann muss man diese angeblich unterlegene Kultur nicht weiter zur Kenntnis nehmen.

Dieses Reaktionsmuster der Abwertung scheint zur Abwehr auszureichen, so lange die Begegnungen mit fremden Kulturen eher punktuell bleiben. Es trägt so lange, wie man den Vertretern der fremden Kultur nur selten persönlich begegnet, wenig direkt mit ihnen zu tun hat bzw. sich nach solchen (punktuellen) Begegnungen immer wieder in die Sicherheit der eigenen Kultur zurückziehen kann.

Eine andere, aktive Form der Abwehr des Fremden zur Behauptung des Eigenen kann in *Missionierung* bestehen: Hier geht man jetzt dazu über, das Fremde zum Eigenen bekehren zu wollen, es also davon zu überzeugen, dass es so werden soll, wie man selbst ist. Es handelt sich um eine Form der „Überwindung“ des Fremden. Man versucht, die Fremden und ihre fremden Sitten und Gebräuche, ihren Glauben und ihre Sozialformen so zu verändern, dass sie „sind wie wir“ – denn dann wäre ja das Fremde nicht mehr fremd, sondern angeglichen, ein Teil des Eigenen - und alles wäre wieder in Ordnung. Außerdem kann man dabei auch noch das gute Gefühl haben, die fremden Seelen gerettet, Wesentliches zu ihrer Entwicklung beigetragen, ihnen den Anschluss an die Wahrheit, die Seelenrettung, die moderne Welt ermöglicht zu haben.

Was aber, wenn sich das Fremde nicht so einfach dem Eigenen adaptieren und angleichen, lässt? Dann muss man es *aktiv bekämpfen*. Gelingt die Stabilisierung der eigenen Kultur

nicht dadurch, dass das Fremde gering geschätzt oder missioniert wird, muss die Auseinandersetzung mit ihm andere, aktivere Formen annehmen: Die Andersgläubigen, die die Überlegenheit der anderen Kultur nicht anerkennen, müssen dann u.U. auch physisch bekämpft und zur Not vernichtet werden (vgl. unter vielen Beispielen etwa die Geschichte der Katharer).

Das ist unweigerlich dann der Fall – und damit kommen wir auf einen sehr wesentlichen Umstand zu sprechen-, wenn sich die Verteidigung der eigenen Kultur gegen die Provokation durch das Fremde *mit handfesten materiellen bzw. wirtschaftlichen Interessen verbindet*. Die kulturelle Auseinandersetzung (z.B. um mehr Demokratie, um die Durchsetzung der Menschenrechte o.ä.) ist dann schnell nur der ideologische Vorwand, um jene Interessen verfolgen zu können. So etwas Ähnliches kann z.B. auch der Fall sein, wenn junge Arbeitslose Migranten und ihre Kultur bekämpfen, weil diese ihnen angeblich die Arbeitsplätze wegnehmen. Von der Missionierung zur Kolonisierung, Unterdrückung, Bekämpfung oder Ausrottung des Fremden ist jeweils nur ein Schritt, unterschieden vor allem durch die mehr oder weniger brutalen Methoden. Diese dienen immer dazu, das Fremde zu negieren, es zu marginalisieren oder auszulöschen, und das Eigene steht wieder unbezweifelt, konkurrenzlos, unhinterfragt da.

Dabei spielt immer eine Rolle, dass sich die Richtigkeit und Wahrheit der eigenen Kultur auch durch ihre politisch-militärische oder wirtschaftliche Überlegenheit zeigt im Sinne einer Art Gottesbeweis (der Stärkere hat auch Recht). Mit der gelungenen militärischen Eroberung ist die Richtigkeit und Gültigkeit der eigenen Kultur bewiesen und zugleich die Bedrohung durch das Fremde abgewiesen.

Die Begegnung mit dem Fremden provoziert um so eher Abwehr, Konflikt und Kampf, je weniger sicher und gewiss man sich der eigenen kulturellen Identität ist, je weniger gefestigt man in der eigenen Kultur steht. Jemand, der in seiner Kultur ruht, sich ihrer Stärke gewiss ist, ihre Ordnungen für selbstverständlich hält, wird sich durch das Fremde weniger provozieren lassen, er wird sich aber auch nicht damit auseinandersetzen, sondern es eher ignorieren und beiseite schieben, vielleicht über diese Kuriosität den Kopf schütteln. Erst wenn er sich seiner eigenen kulturellen Identität nicht wirklich gewiss ist, wird er sich wirklich durch das Fremde bedroht fühlen und es aktiv bekämpfen.

Das Fremde als Hinweis auf die Gestaltbarkeit der Kultur

Die Erschütterung durch das Fremde kann aber noch tiefer reichen, als dass es „lediglich“ zentrale Bausteine der eigenen Kultur in Frage stellt. Im schlimmsten Fall geht es nämlich nicht um die Frage, wer Recht hat, wessen Gott der wahre Gott ist usw., sondern um eine grundsätzliche Relativierung der Kulturen (auch der fremden). Durch die Begegnung mit der fremden Kultur kann die eigene kulturelle Welt in ihrer Konstruiertheit, Gemachtheit, Hergestelltheit bewusst werden. Das, was bisher als Wahrheit und Selbstverständlichkeit galt, wird als Konstruktion durchschaubar („es geht ja auch ganz anders!“). Der insgesamt „konstruierte“ Charakter der Kultur, ihre unsicheren Grundlagen, ihre Relativität wird ahnbar. Die Konstruktionen und Legitimationen der eigenen Kultur verlieren damit aber generell ihre absolute Gültigkeit und Unverrückbarkeit. Wie soll Kultur noch Verbindlichkeit beanspruchen, wenn sie doch nur willkürlich, „hergestellt“, beliebiges Menschenwerk ist?

In diesem Sinne wirkt das Fremde relativierend und öffnend, und zwar für beide Seiten. Die Kulturelle Welt kann in der Begegnung mit dem Fremden ihre Verbindlichkeit verlieren und damit auch als veränderbar, re-konstruierbar und gestaltbar bewusst werden. In der Begeg-

nung mit der fremden Kultur wird die latente Möglichkeit bewusst, dass alles auch ganz anders sein könnte und die Dinge auch ganz anders gesehen und konstruiert werden könnten.

Zwar liegen in dieser Relativierung sehr weitreichende Möglichkeiten für interkulturelle Toleranz und Fruchtbarkeit interkultureller Begegnungen (s. nächstes Kapitel), aber es wird auch klar, dass sie für diejenigen, die sich mit ihrer Kultur identifizieren und es gewohnt sind, sich an ihre klaren Vorgaben und Regeln zu halten, hier ins Bodenlose stürzen. Durch den Relativismus, der in der konstruktivistischen Perspektive mitschwingt, wird deren soziale Identität, werden die eigenen Wert- und Glaubenssysteme, die eigenen Gewissheiten in Frage gestellt und zutiefst erschüttert. Dass es in einer gewissen Betrachtungsweise genau so möglich sein soll, zu Allah wie zum jüdischen oder christlichen Gott zu beten, ist für viele Menschen völlig undenkbar, kann doch nur einer der richtige sein. Dass man den anderen ihren Gott lassen könnte, ohne den eigenen in Frage zu stellen oder sich überhaupt dem Atheismus zuzuwenden, scheint zunächst als ein ganz undenkbarer Gedanke.

Auf der Ebene des Individuums heißt das: Die Begegnung mit der fremden Kultur stellt seine eigenen Selbstverständlichkeiten, seine Gewissheiten, seine ihm selbstverständlichen Orientierungen, seine bisher unhinterfragt geltende soziale Identität in Frage. Ja, sie wirft die Frage nach diesen Selbstverständlichkeiten überhaupt auf und mutet sie dem Individuum zu. Die Begegnung mit dem Fremden bedeutet, dass der Rahmen der bisher geltenden Ordnung aufscheint und gleichzeitig fraglich wird. Die bisherigen Regeln der Normalität werden dadurch der Absolutheit ihres Geltungsanspruchs beraubt. Gewissheiten sind keine mehr, die eigenen Gefühle werden unsicher, das bisherige Denken und seine Selbstverständlichkeiten werden fragwürdig. Die eigene soziale Identität wird extrem bedroht, und zwar mit Auflösung, mit Diffusion.

Das Fremde abzuwehren, hat hier mit der Wahrung, Verteidigung der eigenen kulturellen Identität zu tun, mit dem Wunsch, klare Orientierungen zu bewahren, überschaubare Wertsysteme aufrechtzuerhalten, schwarz und weiß, oben und unten, gut und schlecht klar und einfach zu definieren und sich nicht mit den neuen Komplikationen und Unübersichtlichkeiten (U. Beck) herumschlagen zu müssen. Fremdenfeindlichkeit ist hier Ausdruck der Angst vor eigener kultureller Diffusion, davor, die Strukturen einer vorgegebenen sozialen Identität zu verlieren und sich den scharfen Winden der Individualisierung, der individuellen Existenz jenseits der kulturellen Vorgaben aussetzen zu müssen. Es handelt sich um einen konservativen Abwehrkampf von in die Defensive geratenen Personen und Gruppen, die ihre Identität aus der Zugehörigkeit zu ihrer Kultur beziehen und auf deren Eindeutigkeit, Intaktheit und absolute Geltung angewiesen sind. Die mit dem Gedanken, dass man trotz oder gerade wegen der Relativität, Konstruiertheit und Verschiedenheit der Kulturen ein reiches und fruchtbares Leben führen könnte, nicht leben können, weil sie immer wieder nach der richtigen, wahren Kultur fragen müssen.

Das Fremde als Entwicklungsimpuls: Kulturelle Vielfalt bedeutet Stärke

Dass das Fremde die Relativität des Eigenen zeigt, deshalb als Infragestellung und Bedrohung der eigenen kulturellen Identität erlebt werden kann und zur Abwehr dieser Bedrohung bekämpft werden muss, ist wohl die „archaische“ Reaktion auf das Fremde.

Tatsächlich birgt die Begegnung mit dem Fremden aber auch noch zwei ganz andere Möglichkeiten: Einmal kann in dieser Begegnung bewusst werden, worin das Eigene überhaupt besteht, d.h. die eigenen Besonderheiten und Eigenheiten werden deutlich. Zum anderen lädt die Begegnung mit dem Fremden zum kulturellen Austausch ein; es kann neue Wege zeigen und das Eigene bereichern.

Identität aus Differenz und Ich-Identität

Ohne das Fremde könnte man das Eigene gar nicht als solches fassen, d.h. im Fremden erkennt sich erst das Eigene. Weniger theoretisch gesagt: Das Fremde hilft der eigenen Kultur wie der einzelnen Person, sich selbst zu erkennen, die eigenen Besonderheiten zu verstehen, sich von allem, was nicht das Eigene ist, abzugrenzen. Gäbe es eine Kultur, die niemals Kontakt mit anderen hätte, könnte diese sich über ihre Eigenheit und Besonderheit nie bewusst werden, denn für sie gäbe es ja nur die eigenen Interpretationen und Konstruktionen. Das heißt: Erst in der Begegnung, im Vergleich, in der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen können die Besonderheiten der eigenen hervortreten, kann so etwas wie eine *kulturelle Identität* entstehen! Die Begegnung mit dem Fremden stellt also die eigene Identität nicht nur in Frage, sondern schafft sie auch. Denn: Identität kann nur festgestellt werden, wenn es etwas Nicht-Identisches gibt, d.h.: etwas Anderes, Verschiedenes. In der Auseinandersetzung mit dem Nicht-Identischen, mit der Differenz konstituiert sich erst das Identische.

Das ist zunächst reine Logik. Sie beschreibt aber einen realen sozialen Vorgang: In der Begegnung mit dem kulturell Andersartigen, dem Fremden fällt einem nicht nur auf, wie anders dieses Fremde ist, sondern zugleich auch, welche kulturellen Merkmale einen selbst von ihm unterscheiden, für einen prägend, wichtig sind. Die eigene kulturelle Prägung, die eigene *kulturelle Identität* ist normalerweise so selbstverständlich, so sehr „zweite Natur“, dass sie mir gar nicht bewusst ist. Erst in der Begegnung mit dem kulturell Fremden kann ich bemerken, was an mir kulturell geprägt, wo überall ich Kind meiner Kultur bin und dass die scheinbaren Selbstverständlichkeiten gar keine Selbstverständlichkeiten sind, sondern Ausdruck meiner spezifischen Kultur. Die Begegnung mit dem Fremden kann somit sowohl einer ganzen Kultur als auch dem Einzelnen zu *Selbstbewusstsein*, d.h. zu einem Bewusstsein des Eigenseins, der eigenen Besonderheiten und Stärken verhelfen.

Dies bietet darüber hinaus noch eine sehr viel weiter reichende Chance: Es ermöglicht es nämlich – zunächst erkennend –, von der eigenen sozio-kulturellen Identität, die gewissermaßen eine „soziale Haut“ darstellt, *Distanz* zu gewinnen, sich der eigenen Prägungen und Geprägtheiten bewusst zu werden - und damit zu unterscheiden zwischen meiner sozialen Identität und meiner persönlichen, meiner *Ich-Identität* als individueller, unverwechselbarer Mensch mit einer rein persönlichen Kontur, einer einzigartigen Persönlichkeitsstruktur, die ich im Laufe meines Lebens entwickelt habe und derer ich mir bewusst bin. Zu dieser Ich-Identität gehört die kulturelle Zugehörigkeit und Prägung (die kulturelle Identität) als ein Moment unter vielen dazu, macht sie aber nicht aus. So kann die Begegnung mit dem Fremden dazu führen, dass nicht nur die eigenen kulturellen Prägungen bewusst werden, sondern dass in diesem Erkenntnisprozess erlebbar wird, wie „Ich“ noch etwas anderes ist als meine kulturelle Prägung – nämlich diejenige Instanz, die in der Lage ist, aus der Begegnung mit dem Fremden die eigene kulturelle Prägung zu reflektieren und sich dadurch gewissermaßen „außerhalb“ dieser Prägung zu stellen, eine sie transzendierende Position einzunehmen. Dies wird uns weiter unten noch beschäftigen.

Kulturelle Vielfalt als Chance und Stärke

Die Begegnung mit dem Fremden hat aber, wie gesagt, auch die Chance, das Eigene zu bereichern und zu impulsieren:

Das Fremde, so sahen wir oben, stellt die Konstruktionen und Interpretationen der eigenen Kultur in Frage, indem es *Alternativen* bietet, die zwar auf ebensolchen Konstruktionen und Interpretationen beruhen, aber zu ganz anderen Ergebnissen kommen. An diesem Sachverhalt wird die grundsätzliche Konstruiertheit der kulturellen Problemlösungen deutlich, die

stellvertretend im Fremden von denen bekämpft werden muss, die dadurch den Boden ihrer sozialen bzw. kulturellen Identität unter den Füßen zu verlieren meinen.

Im Bewusstwerden der „Konstruiertheit“ alles Kulturellen liegt aber nun keineswegs nur eine Bedrohung der eigenen sozialen Identität, sondern auch die Möglichkeit einer *Öffnung für Neues*.

Wo das Fremde die bestehenden Ordnungen stört und beunruhigt, indem es sie relativiert, schafft es zugleich Raum dafür, über diese Ordnung neu nachzudenken. Das Fremde führt aus dem Normalen hinaus. Es macht erst einmal grundsätzlich klar: So, wie es ist, muss es gar nicht sein, es könnte im Prinzip auch ganz anders gehen. Wo die Konstruiertheit, die soziale Herstelltheit eines Zustands bewusst wird, wird auch seine grundsätzliche Veränderbarkeit, seine *Gestaltbarkeit* bewusst. Das heißt: Die Begegnung mit dem Fremden schärft das Bewusstsein dafür, dass die Dinge nicht so hingenommen werden müssen, wie sie sind, und schafft damit *Offenheit für Innovationen*. Aus dem Fremden entsteht das Neue. Es stimuliert die Lust am Neu- und Querdenken, am Experiment. Es schafft Anreiz, die ausgetretenen, bequemen Wege zu verlassen, es provoziert, indem es immer noch mit einer anderen Möglichkeit konfrontiert. Man kann nichts Neues erfinden, wenn man das Fremde nicht zulässt, denn alles Neue ist, gemessen am Alten, erst einmal fremd.

Die Begegnung mit dem Fremden weckt aber nicht nur Bewusstsein für Veränderbarkeit und Bereitschaft zur Veränderung, sondern sie enthält zugleich eine Fülle ganz konkreter *Anregungen, Ideen, Möglichkeiten für Veränderungen*. Kulturelle Interpretationen und Konstruktionen kann man ja als je spezifische kollektive Deutungen von Phänomenen und gemeinsame Lösungen von Problem sehen. Das gilt im Grundsätzlichen, Allgemein Menschlichen: Hier halten Kulturen z.B. Deutungen für das Metaphysische bereit, für das Leben und Sterben und beider Sinn, Erklärungen für Naturphänomene, Menschenbilder und Weltanschauungen, die Auskunft über den Aufbau der Welt, ihre Entstehung usw. geben, oder die grundlegende soziale Ordnungen beschreiben. Es gilt aber auch im Konkreten, Praktischen: Da werden ganz alltägliche Phänomene ganz anders wahrgenommen und gedeutet; da gibt es ganz andere Sichtweisen, Erfahrungen, Ideen und Vorgehensweisen – u.a. für so ganz prosaische Situationen wie die Organisation und Moderation eines Meetings oder die Förderung der Unternehmenskultur, für das Schlangestehen am Bus oder die Gestaltung des abendlichen Aperitifs.

Fühlt man sich durch die Begegnung mit dem Fremden nicht in Frage gestellt, sondern kann man sich darauf einlassen, lernt man eine unglaubliche Fülle von Möglichkeiten kennen, wie man *auch* mit den Rätselfragen des Daseins, aber auch mit ganz konkreten Situationen und Problemen umgehen kann. Jede Kultur hat es mit den gleichen oder zumindest ähnlichen anthropologischen, sozialen, wirtschaftlichen, medizinischen usw. Grundfragen und Grundproblemen zu tun, aber jede Kultur hat im Zuge ihrer sozialen Konstruktion von Wirklichkeit dafür andere Aspekte aufgegriffen, andere Zusammenhänge betont, andere Deutungen gefunden und andere Lösungen entwickelt. Deshalb gibt es neben der westlichen Medizin die chinesische oder die indianische, neben der afrikanischen Kleidung die indische oder arabische, neben der Marktwirtschaft die Dorfwirtschaft oder die Planwirtschaft, neben dem amerikanischen Management das japanische, neben der industrialisierten Landwirtschaft die ökologische, neben den Methoden des aggressiven Marketing den kunden- und bedürfnisorientierten Vertrieb, neben dem Kapitalismus die vielen Spielarten des Sozialismus, neben der bayerischen Art, Schweinefleisch zuzubereiten, auch die irische oder schwedische, usw. usw.

Die schöpferische Kraft der Kulturbildung hat über die Erde hin eine ungeheure Fülle und Vielfalt an Gedanken, Sichtweisen, Ideen, Religionen, Sprachen, Sozialformen, Umgangs-

formen, Arbeitsstrukturen, Familienformen, Erziehungspraktiken, Technologien, Organisationsstrukturen, Haustypen, Lösungen für Alltagsprobleme hervorgebracht, ein gigantisches Reservoir an Anregungen, Werkzeugen, Erkenntnisinstrumenten, ein Steinbruch an Problemlösungen, ein riesiger Ideenpool. Und in allen Kulturen sind das keine abgeschlossenen Prozesse, sondern wird ständig auf der Basis der jeweiligen kulturellen Grundlagen nach neuen Wegen und weiteren Lösungen gesucht. Wo sich unterschiedliche Kulturen begegnen, wo Verschiedenheit nicht als Bedrohung bekämpft wird, sondern die Bereitschaft besteht, dem Fremden mit Offenheit, Neugier und Interesse zu begegnen, da erschließt sich ein gewaltiges Lernfeld, ein ungeheurer Vorrat an Hilfen, Werkzeugen, erprobten Problemlösungen und überraschenden Methoden, die jederzeit neue Entwicklungen auslösen und Innovationsschübe in Gang setzen können.

In der Begegnung der Kulturen kann etwas ganz Neues, Unerwartetes geschehen, können neue Formen gefunden werden, kann sich *etwas Drittes* aus den sich berührenden und sich durchdringenden Elementen bilden. Begegnungen von Kulturen können nicht nur Konflikt und Krieg bedeuten, sondern sie können Quellpunkte kreativer neuer Lösungen „höherer Art“ sein: Wo bisher Unverbundenes sich berührt und durchdringt, kann Neues entstehen, dem man seine Wurzeln u.U. gar nicht mehr ansieht, sondern das eine neue, eigenständige Qualität erreicht. Die Vielfalt zu nutzen, kann aber nur gelingen, wenn sie auch bestehen bleibt, d.h. wenn sie nicht im Kampf gegeneinander, in der Überlagerung und Missionierung, in der Abwertung und Unterdrückung, in der Anpassung und Unterwerfung ständig reduziert wird und schließlich verloren geht. Kulturelle Vielfalt und Diversität können ihre Fruchtbarkeit nur entfalten, wenn die *Identitäten der Elemente* nicht beliebig und ununterscheidbar werden, sondern in ihren Verschiedenheiten erhalten bleiben, als Wert gesehen und bewusst gepflegt werden. Deshalb: Identität *und* Differenz!

Die Schätze der Vielfalt zu heben, die in ihr liegenden Chancen zu nutzen, ist eine aktuelle und dringende Aufgabe in der globalisierten Welt. In dem Maße, in dem sich die Abstände zwischen den Kulturen verringern, die Begegnungen zunehmen, der Austausch zwischen ihnen intensiver wird, sie viel mehr voneinander wissen können, müssen auch Wege der Begegnung und der Zusammenarbeit gefunden werden, die weder auf den Prinzipien von Hegemonie, Rassismus und Überlagerung beruhen noch auf denen der Abwehr und Abwertung des Fremden. Vielmehr werden Wertschätzung und Bewusstsein für die Einzigartigkeit jeder Kultur verlangt. Deshalb müssen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass sich die Kulturen auf der Grundlage der eigenen Anerkennung und im Bewusstsein der eigenen Identität *neugierig einander zuwenden*. Dies ist die andere Haltung dem Fremden, der Differenz gegenüber: *Neugier gerade auf das, was mir nicht entspricht, was sich unterscheidet von meinen Erwartungen, Empfindungen und Vorstellungen*.

Selbstverständlich müssen die Früchte fremder Kulturen auf ihre Kompatibilität mit der eigenen geprüft, müssen sie adaptiert und angepasst werden. Oft kann man gar nichts übernehmen, bekommt aber Ideen und Impulse für entsprechende Entwicklungen in der eigenen Kultur, und manchmal ist es einfach anregend, zu sehen, wie ein Afrikaner mit ähnlichen Problemen ganz anders umgeht als ich. Interkulturelle Begegnung jedenfalls kann bei allen Beteiligten Entwicklungsschübe auslösen und immer wieder anregen, über Altbekanntes und scheinbar Selbstverständliches ganz neu nachzudenken.

Das ist die produktive, konstruktive Seite der Begegnung mit dem Fremden. Das Fremde birgt die Chance auf Entwicklung des Eigenen – das gilt auf kultureller Ebene ebenso wie auf

der persönlich-individuellen.² Dazu reicht es nicht, Verschiedenheit zu tolerieren. Gefordert ist, sie im Sinne einer Wertschätzung besonders hervorzuheben, sie als eigenen Wert anzuerkennen. So ist etwa in der Integrationspolitik von Unternehmen die Eingliederungs- und Homogenisierungsstrategie einer Strategie der Anerkennung und Nutzung von Vielfalt gewichen („Diversity-Mangement“).

Diese fruchtbare Seite der Verschiedenheit kann nicht zum Tragen kommen, solange das Fremde vor allem als bedrohlich wahrgenommen wird und abgewehrt werden muss. Und sie ist gefährdet, solange missionierende, imperialistische, kolonialistische oder kapitalistische Interessen und Strategien nicht am Fremden und seiner Eigenart interessiert sind, von der sie lernen wollen, sondern vor allem daran, wie sie das Fremde für das Eigene nutzen, es dem Eigenen subsumieren oder aus der Vielfalt der Kulturen im „melting pot of nations“ etwas Einheitliches machen können. Kulturelle Vielfalt als Stärke zu erkennen, schließt grundsätzlich alle „neuen Formen globaler Massenkultur“ (Stuart Hall) aus. Kulturelle Vielfalt zu erhalten, steht in einem Spannungsverhältnis zu aktuellen Homogenisierungstendenzen, die zweifellos mehr auf wirtschaftlichen Interessen denn auf einer Konvergenz der Kulturen beruhen.

„Gelebte Vielfalt und Wertschätzung dieser Vielfalt hat eine positive Auswirkung auf die Gesellschaft“ (Charta der Vielfalt). Es handelt sich um den europäischen Weg.

3. Interkulturelle Kompetenz

Die kulturelle Vielfalt zu erhalten, ist somit ein wesentliches politisches Ziel in der globalisierten Welt und oberste Aufgabe des globalen Ressourcenmanagement. Dies ist das Kernthema von „Identität und Differenz“. Eine Voraussetzung dafür auf der individuellen Ebene ist „interkulturelle Kompetenz“, d.h. die Fähigkeit, mit Menschen aus anderen Kulturkreisen für alle Beteiligten fruchtbar und zufriedenstellend interagieren zu können. Das schließt die Fähigkeit ein, im Umgang mit Menschen aus fremden Kulturen deren spezifische Konzepte der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens und Handelns – ihre kulturelle Differenz also – zu erfassen, zu begreifen und zu schätzen. Dafür müssen Wege gefunden werden, wie Differenz nicht in Gegensatz zur Identität gerät und vermeintlich um der Erhaltung der Identität willen bekämpft werden muss.

Eine wichtige Voraussetzung dafür ist es zweifellos, aggressive und auf Abwehr abzielende Begegnungsformen zwischen den Kulturen zu verändern und zu überwinden, so dass offene, auf gegenseitiger Anerkennung und Neugier beruhende Formen an ihre Stelle treten können. Das heißt: Es muss verstanden und unterstützt werden, dass (kulturelle) Identität und Differenz sich gegenseitig bedingen und sich nur gemeinsam erhalten lassen. Die kulturelle Verschiedenheit kann ihre Fruchtbarkeit nur entfalten, wenn sie eine Verschiedenheit von unbeschädigten kulturellen Identitäten ist, die in der Begegnung miteinander nicht (nur) in Frage gestellt, sondern in gewisser Hinsicht auch gestärkt, anerkannt und bestätigt werden.

² Das gilt auch auf der rein psychologischen Ebene: „Wenn ich mich vor dem Fremden in mir abschirme, vor den Dingen, die ich nicht gerne an mir mag, stagniere ich. Menschen, die das trotzdem tun, schaffen sich eine künstliche Form der Selbstgewissheit. Aber dadurch ist keine Neuerung möglich.“ B. Waldenfels, in: Brand 1 Nr. 4/09, S. 85

Wie sind solche Begegnungsformen möglich, wie sehen sie aus, und was müssen Menschen können und also auch lernen, um sie zu realisieren?

Fremdheit ist nicht Abweichung

Das Ziel liegt auf der Hand und ist schnell formuliert: Es müssen Begegnungsformen gefunden und realisiert werden, in denen das Fremde nicht abgewertet und bekämpft wird, sondern in denen man sich ihm im Bewusstsein der eigenen Identität mit einfühelndem Verstehen, Anerkennung, unbedingter Wertschätzung (Akzeptanz) und neugierigem Interesse zuwendet – und dabei meint, was man sagt (Kongruenz). Diese mittlerweile klassischen „kommunikationsfördernden Grundhaltungen“ (C. Rogers) sind sicher auch die Voraussetzungen für jeden fruchtbaren interkulturellen Dialog. Aber wie kann verhindert werden, dass sie als unerreichbare Ideale über allem schweben und zur moralischen Zeigefinger-Forderung verkommen? Wie können sie tatsächlich und konkret gelernt werden? Mit dieser Frage kommt man nur weiter, wenn man versteht, was diesen Grundhaltungen entgegensteht und mit welchen Herausforderungen sie gerade in der Begegnung zwischen den „Differenzen“ verbunden sind.

Oben sind wir darauf gestoßen, dass man den Vertretern der fremden Kultur natürlich immer vom Standpunkt der eigenen aus begegnet. Das ist anders gar nicht möglich. Aber das Problem liegt darin, dass von diesem Standpunkt aus das Fremde als *Abweichung vom Eigenen* erscheint und entsprechend sanktioniert wird, damit es wieder angepasst und normal werde. Im ersten Schritt muss also ein Weg gefunden werden, wie man das Fremde nicht als abweichendes Verhalten beurteilt, sondern es als andersartiges Verhalten zur Kenntnis nehmen und anerkennen kann.

Es geht dabei im Grunde um die bekannte Übung, Beschreibung und Bewertung zu trennen, zu beobachten, aber dabei mit dem Urteil zurückzuhalten. Und zwar so lange, bis dieses Urteil nicht an einem dem Gegenüber fremden, nämlich meinem Maßstab gefällt wird, sondern bis das Fremde als das Andere selbst die Maßstäbe liefert und damit aus sich heraus beurteilt werden kann. Es geht also nicht darum, die fremde Kultur an der eigenen zu messen, sondern sie aus sich heraus zu erfassen und zu begreifen: Die Eigenarten der fremden Kultur, ihre Besonderheiten und Differenzen und deren Hintergründe und Zusammenhänge wahrzunehmen und zu beschreiben, ohne zu vergleichen.

Man kann mit Menschen einer fremden Kultur nur fruchtbar kommunizieren, *wenn man ihr Denken, Wahrnehmen, Fühlen und ihre Verhaltensweisen nicht als Abweichung vom eigentlich Richtigen, nämlich dem Eigenen interpretiert, sondern wenn man es sachlich zur Kenntnis nimmt, als eigenständige Möglichkeit interpretiert und sich für es um seiner selbst willen interessiert – ohne eigene Maßstäbe einzumischen.*

Stärkung der eigenen kulturellen Identität

Wenn das Andere, das Fremde als etwas Bedrohliches, mich in Frage Stellendes wahrgenommen wird, sind Haltungen wie Toleranz, Achtung vor dem Andersartigen, Freude an der Vielfalt selbstmörderisch. Die in der Verschiedenheit erlebte Bedrohung der eigenen fragilen kulturellen Identität führt vielmehr, wie wir sahen, zum Bekämpfen der Verschiedenheit, führt dazu, dass das Andere, Differente, dass die andere kreative kulturelle Lösung um der Selbstbehauptung willen abgelehnt und bekämpft werden muss. Vielfalt und Andersartigkeit sind dann nichts, an dem man sich freuen, für das man sich begeistern könnte, das man in-

teressiert aufgreift, sondern etwas, gegen das man sich verteidigen, abschirmen, abschotten und das man bekämpfen muss.

Ob das Fremde bedrohlich ist und das eigene in Frage stellt, hängt nicht nur vom aggressiven, provozierenden, in Frage stellenden Auftritt dieses Fremden ab, sondern auch davon, ob und inwieweit man sich in Frage stellen lässt, sich bedroht fühlt und die Provokation annimmt (bzw. bestimmte Züge oder Verhaltensweisen des Fremden als Provokation interpretiert). Wir sahen schon, dass dies weniger der Fall ist, *je klarer und stärker die eigene sozio-kulturelle Identität ausgeprägt und bewusst ist*, je sicherer man sich ihrer ist, je gelassener man daher dem Fremden begegnen kann. Diese kulturelle Identität kann nur entstehen, wenn man irgendwo positioniert, zu Hause ist. Sie wurzelt nicht im Globalen, sondern im Lokalen (S. Hall) als dem Ort, von dem aus man sprechen kann, um sich zu positionieren, und der einen Rückhalt bietet und die Quelle ist für die Geschichten aus der Vergangenheit, die der Konstruktion der individuellen und kollektiven Identität dienen.

Hier liegt dann auch ein praktischer Ansatz, eine weitere Regel für interkulturelle Kompetenz: *Man kann einen interkulturellen Dialog nur fruchtbar führen, wenn man seine eigene kulturelle Identität klar gegriffen hat und sich ihrer bewusst ist und hier keine Inferioritätsprobleme hat!* Die Anerkennung des Anderen und Fremden ist nur möglich auf der Grundlage der Anerkennung, des Eigenen und der Liebe zu ihm. Am Anfang der interkulturellen Kompetenz steht somit das Bewusstsein der eigenen persönlichen und kulturellen Identität, ihre volle Entfaltung und Bejahung.

Das stimmt mit unserer anderen Überlegung überein, dass kulturelle Begegnung natürlich nur dann wirklich fruchtbar ist, wenn die einzelnen Kulturen in ihrer Vielfalt und Differenz auch tatsächlich präsent, aktiv unverfälscht und selbstbewusst an dieser Begegnung teilnehmen.

Die Grundlage, die geschaffen werden muss, besteht somit darin, eine Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und die bewusste In-Beziehung-Setzung mit dieser zu fördern. Man muss sie überhaupt kennen und sie als Tatsache annehmen (nicht unbedingt sich persönlich mit ihr identifizieren), d.h. auch ein emotionales Verhältnis zu ihr, ihren Blüten, ihrer Geschichte, auch ihren Schattenseiten entwickeln – und auch dazu, wie sie „mich selbst“, meine Person geprägt hat und mein Selbstgefühl mit bestimmt. sozio-kulturelle Identität ist dabei nicht gleichbedeutend mit der Kultur, der ich entstamme, ja sie kann sich durchaus auch in Abgrenzung dazu bilden. Dennoch: Ich muss mich zu meinem kulturellen Hintergrund in ein wie auch immer geartetes atabiles, selbstbewusstes Verhältnis setzen, um dem Fremden offen begegnen zu können und mich nicht von vorneherein in einer Verteidigungshaltung zu befinden.

Interessanterweise sind wir oben schon darauf gestoßen, dass das beste Mittel für diesen Lernschritt wiederum die *Begegnung mit anderen Kulturen* ist: Hier, im Entstehen eines kulturellen Selbstbewusstseins, so haben wir herausgearbeitet, liegt eine der wesentlichen möglichen Wirkungen der Begegnung mit dem (kulturell) Fremden *neben* seinem Erleben als Bedrohung. Im Anderen erwache ich zu mir selbst. Wenn ich erlebe, was andere anders machen, wie sie anders reagieren, anders denken, anders fühlen, anders handeln wird mir klar, wie ich selbst (und „meinesgleichen“) reagiere, denke, fühle und handle und welche Unterschiede und Besonderheiten hier bestehen. Das kann aber natürlich nur gelingen, wenn ich schon einmal denke, fühle und handle, d.h. wenn ich meine eigene Kultur schon ein Stück weit übernommen habe. In der interkulturellen Begegnung kann nur bewusst werden, was schon da ist.

Das heißt: Interkulturelle Kompetenzbildung beginnt bei der Übernahme bzw. Entwicklung einer eigenen, klaren kulturellen Identität, die dann bewusst werden muss und *dadurch* auch wieder relativiert und schließlich transzendiert – überwunden - werden kann.

Die Interkulturelle Haltung

Diese Betonung der eigenen kulturellen Identität als Basis des gesamten interkulturellen Lernprozesses mag auf den ersten Blick ein wenig paradox erscheinen, bedeutet Identität doch auch, dass das Anderssein, die Abgrenzung zum anderen betont wird. Das wird aber schon weniger paradox, wenn man sich klar macht, dass eben, wie gezeigt, kulturelle Vielfalt nur fruchtbar ist, wenn die Differenzen und Diversitäten wirklich aufrechterhalten bleiben. Das aber geschieht nur, wenn sie auch tatsächlich gelebt werden, d.h. wenn die Angehörigen der verschiedenen Kulturen diese auch wirklich repräsentieren und realisieren.

Auf der anderen Seite muss selbstverständlich vermieden werden, dass die Betonung und Förderung der eigenen kulturellen Identität zur Abschottung gegen und zur Abwertung, schließlich zur Bekämpfung von anderen Kulturen bzw. kulturellen Lösungen führt, dass also so etwas wie „Kultur Chauvinismus“ entsteht. Dies ist ein heikler, neuralgischer Punkt, der nun über die traditionellen Formen der „Enkulturation“ und kulturellen Bildung hinausführt. Hier ist eine neue „interkulturelle“ Haltung gefragt: Es muss möglich sein, *die so verschiedenen kulturellen Formen und Gestaltungen in ihrer Verschiedenheit, aber auch Gleichheit (Gleichwertigkeit, Gleichberechtigung) anzuerkennen – und dennoch zu den eigenen kulturellen Wurzeln zu stehen.*

Dies ist möglich, wenn im Bewusstwerden der eigenen kulturellen Identität im Spiegel der anderen kulturellen Identitäten zugleich deren sozial konstruierter Charakter deutlich und durchschaut wird, dieser aber nicht zur Erschütterung bzw. zum Verlust der eigenen kulturellen Identität führt, also nicht als Relativierung oder Infragestellung erlebt wird, sondern als unverrückbare soziale Tatsache, als eine Bedingung menschlich-sozialer Existenz, die das soziale Leben genau so wenig in Frage stellt wie die Tatsache der Endlichkeit des Lebens die Freude daran, es zu leben. Dass die kulturellen Formen nicht aus Naturprozessen hervorgegangen und auch nicht gottgegeben sind, dass sie weder Ewigkeitswert haben noch wahrheitsfähig sind, sollte jedem Menschen bewusst werden und ihn nicht weiter betrüben, verdankt sich doch gerade dieser Tatsache die ungeheure schöpferische Kraft des Sozialen, die begeistern und vor der man in Ehrfurcht stehen kann.

Zur Verdeutlichung sei hier im Vorgriff auf das nächste Kapitel eine Analogie eingefügt, die aber ein sehr reales, sehr treffendes Bild für das ist, was hier gemeint ist: Betrachtet man z.B. die bildende Kunst in ihrer Geschichte, bemerkt man sehr verschiedene Epochen, Schulen, Stile, Konzepte und Werke. Kein Bild ist so wie das andere, kein Stil ist besser oder schlechter, wahrer oder unwahrer, treffender oder weniger treffend als der andere, alles steht in seiner großen Vielfalt und Verschiedenheit nebeneinander, kann betrachtet werden, regt das eigene Kunstverständnis oder auch die eigene künstlerische Arbeit an und lässt staunen über die Fülle der malerischen Lösungen und Effekte – und dennoch käme nie ein Künstler oder Betrachter auf die Idee, den Impressionismus schlecht zu finden, weil es den Expressionismus gibt, oder die Werke von Marc nicht zu schätzen, weil Kandinsky ganz anders gemalt hat. Oder dies gar zum Anlass zu nehmen, selbst nicht mehr zu malen, weil ja doch alles relativ sei. Sondern jeder Stil, jedes Werk kann für sich genossen, geschätzt, geliebt werden, ist nur in seiner Eigenart zu verstehen und bereichert dennoch das Leben aller.

Dies zu begreifen, bedeutet, eine „interkulturelle Grundhaltung“ einnehmen zu können, die zu einer „interkulturellen Begegnungsfähigkeit“ führt. Diese besteht drin, *der Vielfalt der kul-*

turellen Lösungen vorurteilsfrei zu begegnen, auch wenn keine absolut oder endgültig, sondern immer (begrenzt) Menschenwerk, eben „soziale Konstruktion“ ist. Wohl kann ich mich fragen, welche kulturellen Lösungen ich persönlich vorziehe, ebenso wie ich persönlich mir vielleicht lieber impressionistische als expressionistische Bilder anschau. Aber für die Tatsache der kulturellen Vielfalt ist das eine völlig uninteressante, abwegige, sehr subjektive Frage, die vielleicht für den Urteilenden selbst wichtig ist, nicht aber für den Wert der Vielfalt. Ihr gegenüber ist eben eine ganz andere Haltung angebracht: *Alle diese „Hervorbringungen“ ernst nehmen, sich für sie interessieren, sie zu verstehen suchen, die ihnen innewohnenden Lösungen begreifen, von ihnen lernen, Anregungen und Impulse aus ihnen empfangen und mitnehmen.* Das aber gelingt grundsätzlich nur in einem Klima der Akzeptanz und des gegenseitigen Vertrauens, getragen von Respekt und Wertschätzung für das Fremde.

Zweifellos trifft man bei der Begegnung mit fremden Kulturen auch auf kulturelle Lösungen, die den eigenen Werten und Grundüberzeugungen widersprechen und bei denen sich starke emotionale Abwehr regt (z.B. Beschneidung der Mädchen in Afrika). Die interkulturelle Grundhaltung verlangt nun keineswegs, solche Phänomene gut zu heißen bzw. davon auszugehen, dass man sie akzeptieren müsse, weil sie ja Bestandteil der fremden Kultur sind. Aber dennoch geht es auch in solchen Fällen darum, ihnen erst einmal in jener Haltung des unbefangenen Interesses zu begegnen und zu verstehen, was sich kulturell darin ausdrückt. „Interkulturelle Haltung“ heißt darüber hinaus aber nicht, alles tolerieren und hinnehmen zu müssen, was fremde Kulturen bieten, sondern sie kann auch durchaus einschließen, mit Nachdruck auf die Unvereinbarkeit jener Gebräuche mit den eigenen Maßstäben hinzuweisen und in diesem Sinne in einen interkulturellen Dialog über sie einzutreten – durchaus mit dem Ziel, in dieser Frage ein Umdenken bzw. verändertes Handeln anzustoßen. Doch aus das wird eher gelingen, wenn es auf der Grundlage von Wertschätzung und Akzeptanz versucht wird (die nicht gleichzusetzen sind mit einer Identifikation mit dem Fremden!).

Die Einsicht in die grundsätzliche, generelle „Hergestelltheit“ sozialer und kultureller Schöpfungen nimmt ihnen zwar ihren Absolutheitsanspruch, muss aber weder die eigene Identität schwächen noch in Skepsis, Relativismus oder Enttäuschung führen. Im Gegenteil, auch dieser konstruktivistische Existentialismus ist ein Humanismus (Sartre), denn er führt zur Achtung vor der schöpferischen Kraft der Menschen, zum Mitleiden mit ihren Nöten und ihrem Scheitern und zur Bewunderung für ihren Mut, ihren Geist und ihre Unverdorrenheit.

Auf jenen Absolutheitsanspruch zu verzichten, fördert nicht nur Toleranz und relativiert die eigenen Überlegenheits- und Allmächtsphantasien, sondern begründet und ermöglicht auch eine neue Haltung dem Fremden gegenüber, die für den interkulturellen Dialog konstitutiv ist: Gemeint ist das *brüderliche Interesse* am anderen bzw. an den anderen und ihren kulturellen Antworten. Erst wenn ich nicht mehr überzeugt davon bin, ohnedies Recht zu haben und das einzig Richtige zu tun, macht es ja einen Sinn, mich den Überlegungen und Ansätzen der anderen zuzuwenden und mich für sie zu interessieren. Man kann sich für die Buntheit und Vielfalt der kulturellen Erscheinungen als solche begeistern – auch wenn man längst nicht mit allem einverstanden ist (und auch keineswegs sein muss), was in dieser Vielfalt enthalten ist. Es ist einfach interessant und lehrreich, zu sehen, wie die anderen die Fragen und Probleme, die ich auch kenne, aufgegriffen und behandelt haben, zu welchen Lösungen sie gekommen sind, von welchen Voraussetzungen sie ausgegangen sind und welche Ideen sich darin manifestieren. Lehrreich kann es dabei durchaus auch in dem Sinne sein, dass man erkennt, welche kulturellen Lösungen man ganz sicher *nicht* akzeptieren möchte, welche in den eigenen Augen ein Rückschritt wären oder mit den eigenen kulturellen Auffassungen unvereinbar sind.

Dieses *neugierige Interesse* am anderen, am Fremden, die Offenheit für die Überraschungen, die es zu bieten hat – dies sind die neuen Grundhaltungen für die interkulturelle Begeg-

nung. Dieses Interesse ist im Kern *selbstlos und unbefangen*, denn es kommt nicht aus eigenen Zielen und Absichten, sondern einfach aus dem Wunsch, das Andere, Fremde zu verstehen, wirklich herauszufinden, wie es ist, wo seine Stärken, wo seine Schwächen und seine Grenzen sind. Es geht gewissermaßen um ein „interesseloses Interesse“ am Fremden, das nicht aus bestimmten Zielen und Absichten, nicht aus Verwertungszwängen und Machtgelüsten stammt, sondern aus der alten, ursprünglichen wissenschaftlichen Neugier, zu wissen, was die Welt zusammenhält.

Dem Fremden begegnen können

Diese Neugier, dieses Interesse richten sich auf das Fremde als das Unbekannte, Neue, noch nicht Erkannte, dem man in großer Offenheit begegnen, das man nicht vorher ausrechnen kann, zu dessen Verständnis auch allzu viele mitgebrachte Vorstellungen und vorgefasste Meinungen eher schädlich sind. Sich auf das Neue einzulassen, setzt voraus, dass man ein Gespür für das Neue hat, dass man es überhaupt wahrnehmen kann. Das wiederum gelingt nicht, wenn man mit bestimmten Erwartungen an die Sache herangeht – denn die kann man ja dem Neuen gegenüber nicht haben – oder wenn man Erkennen als Abarbeiten von Checklisten versteht. Die Erkenntnishaltung, die dem Fremden gegenüber angemessen ist, kann nur die der *Offenheit* sein, der Bereitschaft, sich jederzeit *überraschen* zu lassen und auch das, was man schon hundert Mal gesehen hat, so anzuschauen, als ob man es zum ersten Mal sähe. Überraschungen aber sind keineswegs immer angenehm. Oft stören sie die Kreise des Gewohnten, des Sicherem und Professionellen, und sie sorgen auch dafür, dass der ganze Prozess nicht planbar ist, sondern einer Reise ins Unbekannte gleicht. Aber genau das muss man aushalten: In der Begegnung mit dem Fremden steht man nie ganz auf sicherem Boden, und selbst wo man meint, die Sache doch schon ganz gut zu kennen und zu beherrschen, kann man plötzlich eines Besseren belehrt werden und muss erleben, wie alles zusammenstürzt und sich auflöst, was man bisher dazu zu wissen meinte. Der Dialog mit dem Fremden kennt also auch die Krise, die Verzweiflung, die Hilflosigkeit.

Insofern behält die interessierte Begegnung mit dem Fremden, die dialogische Auseinandersetzung mit ihm immer etwas Beunruhigendes, Spannungsvolles, Abenteuerliches und haben alle Versuche, sich ihm zu nähern, experimentellen Charakter. Das könnte man reduzieren, wenn man das Fremde stärker definieren, interpretieren, fixieren würde, wenn man ihm also mehr Kategorien vorgeben würde. Dann aber wäre es eben nicht mehr das Fremde, sondern es wäre mir angepasst, auf den Horizont meiner Weltsicht reduziert. Die Ethnologen haben dies mühsam lernen müssen, in der Begegnung mit fremden Kulturen die meist unbewussten durch die westliche Kultur geprägten Schemata und Selbstverständlichkeiten bewusst aufzuhellen, um sie abzustreifen. Was in Indonesien in westlichen Augen ein „Dorf“ ist, hat vielleicht mit den Merkmalen eines Dorfes in Deutschland gar nichts zu tun, weshalb die Anwendung des Begriffs „Dorf“ auf das, was man sieht, womöglich auf eine völlig falsche Fährte führt. Dieses Beispiel macht deutlich: Der Dialog mit dem Fremden kann eigentlich nur angemessen geführt werden, wenn man die Kategorien seines eigenen Weltbildes, seines eigenen – notwendigerweise kulturell geprägten – Bewusstseins *transzendieren* und gewissermaßen „von außen“ anschauen kann.³ Zum Interesse am Fremden gehört es also auch, es gerade nicht durch die eigene Brille und mit den eigenen Kategorien anzuschauen,

³ Hier wurzelt auch ein Grundproblem jeder Übersetzung, die immer davon ausgeht, dass es gewissermaßen als „Subtext“ der verschiedenen Sprachen ein übergreifendes Raster gibt, das die Transformation einer Sprache in die andere ermöglicht.

es also gewissermaßen auf das eigene Normalmaß zu reduzieren, sondern sich auch hier völlig *für das Fremde und dessen Eigenstrukturen zu öffnen*. Da helfen analytisch-deduktive Erkenntnishaltungen kaum weiter, sondern man benötigt eine hoch entwickelte Phänomenologie. In ihrem Zentrum steht Aufmerksamkeit, offene Wachheit (Vigilanz) für etwas, das man gar nicht kennt, das einem aber auffallen können muss. Es handelt sich um eine meditative Grundhaltung der Öffnung für etwas, das man nicht ergreifen kann, das einen aber erreichen können muss. Dazu kann man u.a. von den Ethnologen sehr viel lernen.

Der Dialog mit dem Fremden bleibt immer ein Wagnis, das auch scheitern kann. Um dem Fremden zu begegnen, muss ich bereit sein, mich selbst und mein Vorwissen in Frage zu stellen und immer wieder meine Unbefangenheit herzustellen. Alles könnte auch ganz anders sein, als man glaubt – das ist ein wichtiger Aspekt der „ethnologischen“ Grundhaltung und eine Bedingung für den interkulturellen Dialog. Sich auf das Fremde einzulassen, heißt immer auch, sich auf Risiken einzulassen, dass man am Ende irgendwo ganz anders hingekommen ist, als man wollte – oder vielleicht auch gar nirgends. Dieser offene Prozess, dessen Ergebnis sich erst im Lauf des Prozesses „er-gibt“, verlangt, sich rückhaltlos einzulassen und sich tragen zu lassen zu einem Ziel, das man nicht kennt. „Das Fremde ist mehr, als ich verstehen kann. Es ist der Antrieb zum Verstehen“ (B. Waldenfels).

Ich-Identität jenseits der kulturellen erfassen

Dieser Weg des interkulturellen Dialogs aber verlangt einen zusätzlichen Schritt, eine wesentliche Voraussetzung auf der Seite derer, die ihn gehen wollen. Mit der Tatsache der „Konstruiertheit“ der sozio-kulturellen Welten kann man nur produktiv umgehen, wenn man selbst einen Platz in ihnen einnimmt, also selbst eine kulturelle Identität besitzt – aber zugleich einen übergeordneten Standpunkt einnehmen kann, von dem aus man die Konstruiertheit und Relativität der eigenen kulturellen Identität durchschaut. Man benötigt also einen Standpunkt über oder außerhalb der kulturellen Konstruktionen und Interpretationen, von dem aus diese als solche erkannt, überblickt und gewürdigt werden können. Auch die eigene Kultur als (notwendige) „Konstruktion“ zu durchschauen und anzuerkennen, ohne deshalb ins Chaos zu stürzen, setzt das Bewusstsein einer Individuellen Identität hinter oder jenseits der sozialen voraus. Oben haben wir diese Instanz als „*Ich-Identität*“ bezeichnet, d.h. als ein Selbstbewusstsein, das sich selbst reflektieren, sich also von sich distanzieren kann, ohne sich zu verlieren.

Menschen, die sich auf den interkulturellen Dialog einlassen, die dem Fremden begegnen und es schätzen wollen, benötigen diese Fähigkeit, sich von der eigenen kulturellen Identität ein Stück weit zu distanzieren, ohne sie aufzugeben, und sich dem Fremden auszusetzen, ohne sich selbst in Frage gestellt zu fühlen. Ich-schwache Menschen, die auf das stützende Korsett ihrer soziokulturellen Identität angewiesen sind, können sich dem Fremden schwer aussetzen, weil sie es als Bedrohung ihrer Identität, als Angriff auf ihr Selbst erleben und deshalb bekämpfen (z.B. durch Anwendung von Gewalt): Das Fremde ist für sie das Feindliche, das Irritierende, das Störende. Erst wenn sie erleben, dass sie nicht ihre Rolle, nicht ihre kulturelle Identität, ihr Platz in ihrer Kultur „sind“, sondern dass sie auch noch ganz unabhängig davon „jemand“ sind, ja, dass ihre eigentliche Persönlichkeit, ihr „Ich“ erst dort anfängt, wo alle diese sozialen und kulturellen Bestimmungen enden – erst dann können sie sich unbefangen dem Fremden, der kulturellen Vielfalt aussetzen.

Der Gedanke der Ich-Identität geht davon aus, dass es jenseits der kulturellen und sozialen Prägungen eine unabhängige, universelle Instanz der individuellen Person gibt. Diese Denkfigur des (personalen) „Ich“ ist nicht leicht zu fassen, denn sie impliziert die radikale Individualisierung der Menschen (jeder einzelne Mensch ist eine individuelle, unverwechselbare,

einmalige Persönlichkeit) bis zu dem Punkt, an dem sie in dieser Individualisierung bzw. als Individuen alle gleich sind. Im Gedanken des Ich fallen Identität und Differenz zusammen: In ihrer maximalen Differenziertheit (als Individuen) sind alle Menschen gleich. D.h.: Sie sind dadurch ausgezeichnet, dass sie alle in gleicher Weise ein völlig individuelles „Ich“ haben. In diesem Sinne sind sie als Menschen gleich (identisch) und zugleich völlig verschieden.

Deshalb kann es durchaus berechtigt sein, demjenigen kulturunabhängig nach zu gehen, was alle Menschen gemeinsam haben, also eine allgemeine Anthropologie von „transkultureller“ Bedeutung, gewissermaßen eine „Naturgeschichte des Ich“ zu entwerfen, in der auch die den Ichen prinzipiell eigene Fähigkeit zu sehr differenzierten gemeinsamen kulturschöpfenden Leistungen beschrieben wird (etwa im Sinne des eingangs wiedergegebenen konstruktivistischen Ansatzes). – Im übrigen wird hier wiederum deutlich, dass dieser Gedanken eines mit sich selbst identischen, transkulturellen Ichs, das jeder Mensch in unverwechselbar individueller Ausprägung (mit eigenen individuellen „Rechten“) besitzt, im christlich-abendländischen Kulturkreis verankert ist und keineswegs in allen Kulturen gedacht wird. Womöglich gehört dieser Gedanke zu den zentralen Leistungen, die dieser Kulturkreis in das Konzert der Weltkulturen einbringen kann.

Damit ist natürlich nicht gemeint, dass nur der sich auf den interkulturellen Dialog mit dem Fremden einlassen könnte, der aus seiner Kultur „ausgestiegen“ ist. Wenn das überhaupt möglich wäre, wäre es eine Verarmung und eine Diffusion der kulturellen Identität. Die Ich-Identität lässt die kulturell-soziale völlig unangetastet, konstatiert, bejaht sie – aber gerade um dies tun zu können, muss sie sich von ihr lösen, sich über sie bzw. außerhalb ihrer stellen; nur so kann sie diese kulturelle Identität reflexiv erkennen – und auch alle anderen kulturellen Identitäten „selbstlos“, d.h. unabhängig von der eigenen kulturellen Prägung und Perspektive betrachten und wertschätzen. Die gerade geforderte „ethnologische“ Sicht gelingt nur ich-starken Menschen, die um die prägende Kraft ihrer mentalen Modelle wissen, sich auch gar nicht einbilden, sich von ihnen lösen zu können – aber dennoch in der Lage sind, im Bewusstsein solcher Prägungen die subjektiven Grenzen dieser mentalen Modelle zu hinterfragen und zu überschreiten und sich jenseits ihrer mit Anderen, Fremden zu treffen. Wenn ich weiß, dass meine Sicht der Dinge von meiner Kultur geprägt ist, dass ich aber nicht identisch bin mit meiner kulturellen Prägung, dann kann ich dem Fremden vorsichtiger, behutsamer, fragend (statt wertend), mich von mir und meinen Erwartungen distanzierend, mich selbst reflektierend begegnen und hoffen, ihm gerecht zu werden.

Ich-starke Menschen können sehr viel Fremdes aushalten, Ich-schwache dagegen scheuen das Fremde (B. Waldenfels).

4. Identität, Differenz und Kunst

Um Menschen auf die Begegnung mit dem Fremden in einer globalisierten Welt vorzubereiten, bei der sie die Diversität und Vielfalt der Kulturen nicht nur aushalten und bejahen, sondern auch als Chance erkennen und ergreifen können, haben wir im letzten Kapitel einen prinzipiellen Lernweg beschrieben:

- Er beginnt mit der Übung, Fremdes nicht als Abweichung vom Eigenen wahrzunehmen und zu beurteilen, sondern als ein Anderes, Eigenständiges wahrzunehmen, das seine Beurteilungsmaßstäbe in sich trägt.

- Als nächstes ist die *Stärkung der eigenen kulturellen Identität* und die Überwindung eventueller Inferioritätsprobleme nötig; dazu gehört das Bewusstmachen der eigenen kulturellen Identität in der Begegnung mit dem Fremden als Voraussetzung dafür, sie überschreiten, sich von ihr distanzieren zu können;
- Hinzu tritt die Förderung einer „*interkulturellen Haltung*“ zur Anerkennung fremder Kulturen, bei der deren Vielfalt und „Konstruiertheit“ bewusst und als Stärke begriffen wird;
- Ferner müssen die Kompetenzen und Handlungsweisen entwickelt werden, die für die Praxis des *neugierigen Interesses für das Fremde* und für den Dialog mit ihm notwendig sind;
- Schließlich gilt es, die kulturelle Identität von der Warte der individuellen Instanz der Ich-Identität zu verstehen und zu überschreiten.

Was kann die *Kunst*, was können *künstlerische Aktivitäten* zu dieser Entwicklung von *interkultureller Kompetenz* beitragen?

Kunst und die Wahrnehmung des Anderen

Bereits in der *Kunstabstrachtung* kann man gründlich üben, wie irrelevant das eigene Geschmacksurteil ist („gefällt mir“, „gefällt mir nicht“) und wie es darum geht, genau und in diesem Sinne selbstlos wahrzunehmen, was da ist. Dabei kann man entdecken, wie sich bei dieser phänomenologischen Übung nach einigem Hinschauen und bei Zurückhaltung des eigenen Urteils das Kunstwerk selber anfängt „auszusprechen“, wie man Dinge entdeckt, die einem zuvor entgangen sind und wie man tiefer und tiefer in dieses Werk eindringt.

Die gleiche Entdeckung kann man machen, wenn man in einem künstlerischen Kurs die Arbeiten von Kollegen betrachtet und bewusst nicht mit dem Urteil beginnt, sondern damit, zu sammeln, was da ist, was also wahrgenommen werden kann. Und schließlich gehört diese unbefangene Wahrnehmung auch zu allen eigenen künstlerischen Aktivitätsversuchen: Wenn man sich genau vorstellt, was man malen, zeichnen, plastizieren, spielen möchte, und die tatsächliche künstlerische Arbeit lediglich die „Umsetzung“ dieser Vorstellungen sein soll, kommt in der Regel nichts Künstlerisches dabei heraus. Ein künstlerischer Prozess verlangt, sich unbefangen auf das einzulassen, was da ist, ohne die eigenen Vorstellungen zur Richtschnur des Handelns zu machen abzuwarten, was das angefangene Werk an Möglichkeiten enthält und wahrzunehmen, was möglich ist.

Kunst und kulturelle Identität

Die kulturelle Identität eines Volkes, einer Gruppe drückt sich unter anderem in ihren Kunstformen und –werken aus, und zwar sowohl in den Werken seiner Meister als auch und besonders in dem, was man „Volkskunst“ nennt, vor allem also in Volksliedern, in der Volksmusik, in den Tänzen und Spielen dieses Volkes, auch in den Instrumenten und Trachten. Diese volkskulturellen Elemente sind unverwechselbar und typisch für eine Kultur, eine Region, einen Sprachkreis. Sie aufzunehmen, heißt, mit dieser Kultur in Berührung zu kommen, ihr näher zu kommen, ihre Identität zu berühren.

Die Beschäftigung mit den Meisterwerken dürfte im allgemeinen eher rezeptiv-betrachtend bleiben. Dabei kann man fragen, welche künstlerischen Probleme sich dieser Meister vorgenommen und welche Lösungen er für sie gefunden hat. Das hat dann mehr mit dem allge-

meinen Prozess des „Kulturschaffens“ zu tun als mit einer besonderen kulturellen Identität. Diesem Thema kommt man nahe, wenn man untersucht, wie dieser Künstler auf Traditionen und Formen des gemeinsamen Kulturkreises zurückgegriffen hat, inwiefern er repräsentativ ist für diesen Kulturkreis und welche besonderen Stilmittel usw. ihm durch seine Zugehörigkeit zu diesem Kulturkreis zur Verfügung standen.

Greift man auf die „Volkskunst“ zurück, kann man auch im Rahmen von allgemeinen Bildungsprozessen – auch solchen, die sich mit kultureller Kompetenz beschäftigen – aktive Formen wählen, d.h. mit den Teilnehmern künstlerisch arbeiten. Dabei kann in der Regel auf breite Traditionen und einen reichhaltigen Schatz zurückgegriffen werden, der nicht nur den Reichtum dieser Kultur belegt, sondern auch tiefe Einblicke in ihr Inneres, in ihre Stimmungen und Bilder, ihre Themen und Probleme und auch immer wieder in ihren spezifischen Umgang mit allgemein-menschlichen Fragen gewährt. Eine hoch interessante Frage dabei kann z.B. sein, wie diese – oder eine fremde - Kultur universelle Erfahrungen – Liebe, Abschied, Geburt und Tod, Jahreszeiten usw. – aufnimmt, deutet und verarbeitet, welche Aspekte des Themas ihr wichtig sind und wie sie „gelöst“ werden. Dabei kann man sich immer fragen, ob und wie diese Art der Behandlung der eigenen Auseinandersetzung mit diesen Themen weiterhilft. Das ist dann selbst schon ein Stück interkultureller Dialog, Auseinandersetzung mit dem Fremden als Quelle von neuen Einsichten und Anregungen.

So kann die Beschäftigung mit der Volkskunst helfen, die eigene kulturelle Identität zu klären und zu vertiefen. Sie kann aber auch – wenn es um die Kunst fremder Völker geht – einen unmittelbaren Zugang zur kulturellen Identität anderer Völker bzw. Kulturkreise erschließen – und im Rückbezug auf die eigene Kultur wiederum Vieles über die eigene kulturelle Identität verdeutlichen. Dabei können deren Besonderheiten und Eigenarten gerade im vergleichenden Erleben und Betrachten bewusst werden.

Hier geht es also um Kunst als kulturelles Erbe, als kultureller Ausdruck, und dabei ist die Werkzeuge wichtig, also das, was als künstlerisches Produkt vorliegt. Die Grenze zu kunstgeschichtlichen Betrachtungen ist fließend.

Die Förderung einer interkulturellen Haltung durch Kunst

Mit „interkultureller Haltung“ war eine Haltung gemeint, bei der die Vielfalt der kulturellen Leistungen als Wert verstanden und als Ausdruck einer ungeheuren schöpferischen Produktivität geschätzt wird.

Im letzten Kapitel wurden bereits die Fülle und der Reichtum der (bildenden) Kunst als Bild für das Wesen kultureller Vielfalt schlechthin genommen: An vielen Orten gleichzeitig, zu verschiedenen Zeiten mit den Mitteln ganz unterschiedlicher Stilepochen entstehen Kunstwerke, die keiner Systematik oder höheren Anleitung gehorchen, sondern von ihren jeweiligen Autoren hervorgebracht, geschaffen werden als Antworten auf je spezifische Situationen und Fragestellungen. Dabei schert es keinen Künstler, dass es schon andere Kunstwerke gibt und nach oder neben ihm weitere geben wird: Er schafft einfach, und zwar immer wieder anders. Er probiert immer wieder Neues aus. Dabei ignoriert er die Gesetze, die andere vor oder neben ihm aufstellen zu müssen meinen. Vielmehr sucht und formuliert er seine eigenen Gesetze - und verwirft sie auch wieder. Es gehört zum künstlerischen Schaffen dazu, immer wieder neue Formen auszuprobieren, sie zu erfinden, nicht nach Regeln vorzugehen, sondern immer wieder neue Regeln aufzustellen, über die die nächsten schon wieder hinausgehen.

Die Kunstgeschichte ist genau so chaotisch-produktiv, so vielfältig und bunt, so dynamisch und heteronom wie die kulturelle Entwicklung insgesamt, und wie diese bringt sie vor allem

eines hervor: Vielfalt, immer wieder neue Verschiedenheit der Formen, die in endloser Folge immer wieder anders, immer wieder überraschend hervorzubringen sie nicht müde wird. Darin liegt ihr einziges Ergebnis, dass die neuen Formen sich von allen früheren unterscheiden, dass sie neue Grenzen austesten, bisher Unbekanntes, nie Gesehenes oder Gehörtes wagen, Neues, Unerhörtes ausdrücken, neu und anders wahrzunehmen lehren und neue Bewusstseins Horizonte erschließen. Und obwohl diese ganze Entwicklung chaotisch und ungeordnet erfolgt, mühen sich doch Scharen von Kunsthistorikern und Kunstwissenschaftlern nachträglich, in ihr Gesetzmäßigkeiten zu entdecken und eine Evolution zu rekonstruieren – und dies nicht ohne Erfolg.

Hier gibt es zahlreiche prinzipielle Parallelen zur Naturgeschichte, deren Prinzip offensichtlich kein kausales, funktionalistisches oder teleologisches ist, sondern eben ein künstlerisches: Die verschwenderische Vielfalt der Arten und Formen in der Natur folgt keinem Nutzen und keiner Zwangsläufigkeit, sondern sie geht aus dem Prinzip des kreativen Schaffens hervor und hat ihren Zweck in sich.

In Prozessen zur interkulturellen Bildung kann die Kunst (als Kunstgeschichte oder Kunstbetrachtung) in dieses Kurationsprinzip einführen und damit in den Sinn und die Wirkungskräfte der kulturellen Produktionen und Konstruktionen in ihrer Vielfalt. Dabei kann man etwas von dieser Kraft und von den Lebensbedingungen des Schöpferischen erleben und dieses Bild in sich aufnehmen, so dass es zur Haltung wird und hilft, falsche Sinn- und Zweckfragen ebenso wie die falschen Fragen nach Ordnungsprinzipien und Regeln im Zusammenhang mit kultureller Vielfalt zu vermeiden. So kann man begreifen, was „soziale Konstruktionen“ im Kontext der kulturellen Entwicklung sind, wie sie ansetzen, zustande kommen und sich ablösen. So kann man vielleicht in den inneren Gang der „sozialen Konstruktion der Wirklichkeit“ kommen.

Das dürfte noch viel eindrücklicher gelingen, wenn man es nicht bei der Kunstbetrachtung belässt, sondern Teilnehmer selbst in aktive künstlerische Prozesse bringt, sie also Malen, Musizieren, Bildhauern, Tanzen und Theater spielen lässt. Hier müssen wir zunächst auf zwei Grundbezüge der praktischen Kunst eingehen, die das Verhältnis von Identität und Differenz sehr grundlegend klar machen:

Sowohl die Welt der Farben als auch die Welt der Töne *sind* reale Abbilder für das Verhältnis von (kultureller) Vielfalt und Identität, und sie können Wesentliches zu diesem Verhältnis lehren:

- Die Farben: Jede Farbe für sich genommen hat einen bestimmten Ausdruck, einen Eigenwert, eine Identität. Es gibt eine unendliche Fülle unterschiedlicher Farben⁴ (die man natürlich zu Klassen zusammenfassen kann), die aber letztlich alle aus der Berührung, Mischung, Begegnung der drei Grundfarben hervorgegangen sind. Denn das ist charakteristisch: Wo sich Farben berühren und durchdringen, entstehen ganz neue Farben mit neuer Qualität. Diese Berührung und Durchdringung setzt aber voraus, dass die charakteristischen Eigenwerte erhalten bleiben – wo alles wahllos ineinanderfließt, entsteht keine neue Identität, sondern ein schmutziges Braun. Und: Jede Farbe ergibt einen anderen Wert, einen anderen Klang in der Nachbarschaft einer anderen Farbe, sie stützen, stärken oder schwächen sich gegenseitig. Vor allem aber: Erst viele Farben zusammen, deren jede ihren Platz und ihre Nachbarschaft hat, ergeben ein Bild, ein Gemälde, in dem

⁴ Schätzungen sprechen von 25.000 unterschiedlichen Farbtönen

keine der gewählten Farben fehlen dürfte. Jede Farbe ist wichtig, auf keine kann verzichtet werden.

- Ähnlich steht es mit der Welt der Töne bzw. der Musik: Jeder Ton hat seine Charakteristik, jedes Instrument „seinen“ Klang. Aus relativ wenigen Grundtönen entsteht eine große Fülle. Wo Töne zusammenklingen, entsteht eine neue Welt der Harmonien und wiederum neue Klänge: Eine ungeheure Vielfalt, die aber auf klaren Identitäten beruht. Doch wenn diese Vielfalt der Klänge gebündelt, geordnet, zu Motiven, Themen und Melodien verknüpft und in ein rhythmisches Zeitmaß gebracht werden, entsteht aus der Vielfalt der einzelnen Klänge eine Symphonie.

Wenn man also malt oder musiziert, *handelt man interkulturell*, lässt man die Vielfalt der Identitäten zusammenklingen und kann erleben, wie daraus ein Übergreifendes, ein Gesamtwerk entsteht, etwas, das es ohne die einzelnen Elemente nicht geben könnte, und das doch zugleich sehr viel mehr ist als die Summe dieser Elemente. Wirklichkeiten „höherer Ordnung“ – Gemälde, Sinfonien – entstehen, wenn diese Elemente ihre Identität bewahren, und im Zusammenklingen etwas Neues von neuer Qualität möglich machen.

Zu malen oder zu musizieren, Theater zu spielen oder zu tanzen ist somit im Prinzip ein Training für die interkulturelle Haltung (auch dann, wenn man nur Lieder oder Musikstücke aus einer Kultur spielt – einfach, weil das im Musizieren enthalten ist). Diese Wirkung kann noch erheblich gesteigert werden, wenn man sich beim musizieren oder tanzen usw. auf das „Fremde“, z.B. ein Volkslied aus einem anderen Kulturkreis einlässt und versucht, es nachzuempfinden, oder, indem man aus Elementen aus verschiedenen Kulturen etwas gemeinsames Neues schafft. Wichtig dabei ist: Hier geht es nicht nur um Betrachtungen und theoretische Gedanken, sondern die Prinzipien des kulturellen Schöpfungsprozesses ebenso wie des dafür grundlegenden Verhältnisses von Identität und Differenz werden *handelnd vollzogen und dabei nicht nur kognitiv erfasst, sondern vor allem: Erlebt!* Auf dieses Erleben aber kommt es an, wenn der Zusammenhang von Identität und Differenz nicht nur gewusst werden, sondern tatsächlich eine innere Haltung werden soll.

Folgt man der Theorie des Handlungslernens, dann bilden sich Kompetenzen dadurch, dass die Lernenden in Handlungssituationen kommen, in denen genau diese Kompetenzen von ihnen gefordert werden und sie diese Kompetenzen ausbilden bzw. entwickeln, indem sie sie bereits brauchen. Dafür sind geschützte, modellhafte Handlungssituationen nötig, die die gewünschten Forderungen an geeigneten Aufgaben abbilden und in denen die handelnd Lernenden – abseits bzw. im Vorfeld der Realität – folglich die gewünschten Kompetenzen entwickeln kann. *Künstlerisch-praktische Handlungssituationen bieten am „Modell“ der künstlerischen Aufgabe genau solche Übungsmöglichkeiten für das Entwickeln der interkulturellen Haltung.*

Hinzu kommt: Im künstlerischen Prozess vollzieht der Übende den kreativen Akt, der sowohl seinem Bild oder Musikstück oder Theaterspiel zugrunde liegt als auch den sozialen „Konstruktionen“ der Kulturen. Er wird selber zu einem Schöpfer eines kulturellen Gegenstandes und kommt dabei in Berührung mit jenen kreativen Kräften, die auch hinter den kulturellen Bildungen stehen. Es gibt auch künstlerische Arbeitsformen in der Gruppe, in denen der Prozess der *sozialen* Konstruktion, also dem gemeinsamen Hervorbringen eines Werkes mit seinen besonderen Gesetzen, Grenzen und Problemen sehr gut am eigenen Leib erlebt und erfahren werden kann.

Auf diese Weise kommen Teilnehmer in direkten Kontakt zu den kulturschöpferischen Prozessen, erleben ihre Kraft und ihre Klippen und verstehen durch das eigene Erleben, wie so etwas vor sich geht und wohin es führen kann. Es wird begreifbar, dass es sich bei der „so-

zialen Konstruktion“ eigentlich um „soziale Gestaltung“ handelt und dass auch im kulturellen Prozess überall Gestaltungskräfte am Werk sind. Damit wird vielleicht auch ahnbar, wieso Beuys im Blick auf die Gesellschaft von „sozialer Skulptur“ sprach, und dass es dabei nicht nur um eine effektvolle Analogie ging, sondern um eine realistische Beschreibung der sozialen Kräfte und Vorgehensprinzipien, die hier beteiligt sind. Kulturen, kulturelle Beiträge sind Ergebnisse komplexer sozialer Gestaltungsprozesse; sie sind von Menschen hervorgebracht in einem schöpferischen Prozess, dessen Besonderheiten, Verläufe und Bedingungen im künstlerischen Prozess erfahren werden können: Das Schöpferische ist nicht teilbar, sondern folgt überall, wo es in Erscheinung tritt, den selben Gesetzen und Prinzipien.

Das ist die Lehre, die sich aus der künstlerischen Praxis im Rahmen des interkulturellen Lernens ziehen lässt.

Hinzu kommt eine weitere Möglichkeit der Förderung von Bildungsprozessen durch künstlerische Aktivitäten: Man kann *Übungen mit künstlerischer Aufgabenstellung* entwickeln und arrangieren, an denen grundlegende interkulturelle Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten *bewusst werden* können. Hier helfen also künstlerische Übungen, um die allgemeinen Bedingungen und Anforderungen des interkulturellen Dialogs, der Begegnung mit dem Fremden auch kognitiv besser zu verstehen und sich bewusst zu machen, was dabei vorgeht. Für die Entwicklung solcher künstlerischen Übungen für Bildungsprozesse ist ein Dreischritt nötig:

- Im ersten Schritt muss die Struktur der (interkulturellen) Realsituation, die zu einem Problem führt, erfasst und deren seelische Stimmung möglichst in einem Bild ausgedrückt werden (z.B. Unsicherheit = Angst vor Unbekanntem = wie Gehen auf dünnem Eis);
- Im zweiten Schritt geht es darum, für diesen Problemerkern im jeweiligen künstlerischen Medium (Malerei, Tanz, Schauspiel, Musik) eine *Metapher* zu finden, die entweder diese Problemsituation abbildet (wir gehen wie auf dünnem Eis), so dass man dort eine Lösung experimentell suchen kann, oder die Lösung – also eine neue Verhaltensweise – schon repräsentiert.
- Im dritten Schritt, der Auswertung, muss die Lösung bewusst gemacht (reflektiert) und auf das Realproblem zurück übertragen (und dort dann auch tatsächlich ausprobiert) werden.

Für Künstler in der interkulturellen Bildungsarbeit kommt es darauf an, den metaphorischen Gehalt der Elemente der jeweiligen künstlerischen Disziplin immer wieder neu zu erschließen, also immer wieder neue Zugänge zu den in ihnen enthaltenen bewusstseinsbildenden Möglichkeiten zu eröffnen. Sie müssen ihr Handwerkszeug also immer besser im Hinblick auf seine unendlich vielen „metaphorischen“ Möglichkeiten kennenlernen – und auf der anderen Seite erkennen, wo überall in der sozialen Realität diese impliziten Metaphern der künstlerischen Elemente mehr oder weniger verborgen enthalten sind. Aus diesen Erfahrungen und Erkenntnissen müssen sie dann lernen, realisierbare künstlerische Übungen und Sequenzen zu entwickeln, die das Ausgangsproblem treffen, es in dem anderen Medium neu erfahrbar, erlebbar und anschaulich machen. Zugleich bieten diese Übungen die Möglichkeit, das interkulturelle Thema in diesem künstlerischen Medium zu bearbeiten, d.h. etwas Neues darin auszuprobieren, das in die reale Handlungssituation rückübersetzbar ist.

Bei dieser Kernaufgabe der in Bildungsprozessen mit künstlerischen Übungen tätigen Künstler - der Übersetzung einer komplexen Lebensfrage bzw. -problematik in ihr künstlerisches Medium bzw. in eine diesem Medium angemessene Metapher, d.h. in eine künstlerisch zu

bearbeitende Situation - handelt es sich tatsächlich um einen zentral *künstlerischen* Vorgang, um so etwas wie ein „Kerngeschäft“ von Künstlern, das ja immer darin besteht, eine Ausgangsmetapher (es kann sich dabei auch um eine bestimmte „metaphorische“ Arbeitsmethode oder ein Ausgangsthema handeln) als Grundsituation zu finden, die sich dann im weiteren Prozess entfalten kann.

Kunst fördert das Interesse für das Fremde und die Kompetenzen und Handlungsweisen für die Begegnung mit ihm.

Der künstlerische Prozess ist selbst eine aktive Begegnung mit dem Fremden, Unbekannten, auf das sich der künstlerisch Tätige einlässt, dem er sich aussetzt, mit dem er ringt und mit dem er am Ende neue, überraschende, unerwartete Ergebnisse hervorbringt. Die Stufen und Schritte des künstlerischen Prozesses sind beispielhafte Stufen und Schritte des inneren Prozesses der interkulturellen Begegnung, die alle die Anforderungen enthalten, die oben formuliert wurden, um dem Fremden begegnen und produktiv mit ihm umgehen zu können:

Professionelle Künstler beschreiben ihr eigenes Vorgehen, wenn sie künstlerisch arbeiten, folgendermaßen:

1. Wenn sie anfangen, wissen sie nicht, was dabei herauskommen wird. Manche stellen sich zwar eine Aufgabe, oder sie gehen von einer bestimmten Frage aus, *aber sie haben keine Vorstellung vom Ziel*. Oder wenn sie doch eine solche Vorstellung haben, dann verliert diese im Lauf des Prozesses ihre Bedeutung. Manche Künstler bekämpfen sogar ihre frühen Vorstellungen und versuchen, alles, was sie über das Thema oder das Material schon wissen, bewusst auszuschalten. Sie versuchen, ihrem Gegenüber, ihrem künstlerischen Stoff innerlich leer, offen und unbefangen zu begegnen und sich ihm unbefangen hinzugeben. Sie haben kein konkretes Ziel, das bzw. keine Absicht, die sie anstreben. Der Vorgang auf den sie sich einlassen, ist wie eine Reise in ein unbekanntes Land. Am Anfang ist die Ahnung, dass man irgendwo hin will, man weiß auch ungefähr wie es dort aussehen soll. Aber ob man ankommt, weiß man nicht, ob es dieses „Land“ überhaupt gibt, oder man selbst in der Lage sein wird, es zu schaffen.
2. Stattdessen „spielen“ sie, um ihr Gegenüber, dessen Möglichkeiten und Grenzen dialogisch-explorativ kennenzulernen. „Spielen“ heißt dabei so etwas wie „absichtslos mit dem Material herumprobieren“, experimentieren, manchmal auch ganz bewusst einzugreifen, um zu sehen, wie das Material reagiert, wie das aussieht, was dabei herauskommt, wie sich das anfühlt. So lernt man das Fremde kennen, indem eine Welt neuer Formen und Ausdrucksweisen entsteht. Hier wird so etwas wie künstlerische Freiheit erfahren, die eine schöpferische Freiheit ist. Im Spiel befreit sich der künstlerisch Tätige von der Ernsthaftigkeit und Gebundenheit der Wirklichkeit und vermag sie zu transzendieren. Im künstlerischen Spiel kann eine Welt „über“ der Welt geschaffen werden – eben die Welt der Kunst. Die Dinge, Gesten, Klänge, Bewegungen werden spielerisch neuen Bedeutungen zugeführt, sie werden ohne strengen Zweck fantasievoll verwandelt, es wird untersucht, was in ihnen steckt.
3. Dabei können Entdeckungen gemacht werden, die faszinieren, die vielleicht neu sind, denen der künstlerisch Tätige genauer nachgehen möchte, die ihn in seinen Bann ziehen. Manchmal bekommt er so etwas gerade noch „aus dem Augenwinkel“ mit und muss sich mühen, es festzuhalten, es dingfest zu machen, es gewissermaßen freizulegen, es heraus zu arbeiten. Mit der Freiheit des Spiels ist es dann oft erst einmal vorbei, der Künstler geht jetzt bewusster, zielgerichteter vor, er hat jetzt einen Faden

entdeckt, dem er folgt. Rationale und intuitive Momente greifen hier ständig ineinander. Wenn er Glück hat – und die entsprechenden Wahrnehmungsfähigkeiten -, offenbart sich darin eine bisher unbekannte Seite des Gegenstands, des Materials, entdeckt er eine neue Schicht, einen neuen Hintergrund, enthüllt sich eine neue Wirklichkeit, die man nun in dem entstandenen Werk anschauen kann.

4. Dieses Spiel kann lustvoll sein, es kann aber auch belastend, irritierend, verunsichernd sein. Die Unsicherheiten des Beginns müssen ausgehalten werden. Es ist keineswegs sicher, dass eine weiterführende Entdeckung gelingt, dass man überhaupt etwas findet, das weiterführt, und wenn man meint, es gefunden zu haben, geht es auch leicht wieder verloren. Das künstlerische Vorgehen steckt also voller Unklarheiten, Ungewissheiten und Ambivalenzen, voller Irrwege und Sackgassen, und die Krise gehört zu den Grunderfahrungen jedes Künstlers. Ihr kann er nicht ausweichen, sie kann er nicht geschickt meistern, sondern er kann sich ihr nur aussetzen und „tätig abwarten“, bis sich die Lösung zeigt. Manche sprechen hier durchaus von einem „geheimnisvollen Moment der Empfängnis einer Idee“, die sich nicht zwingen, nicht „bestellen“ lässt, sondern die man gewahr werden muss, wenn sie sich zeigt. Genau darin aber liegt eine Kraft: In der oft erprobten Gewissheit, dass sich eine Lösung aus der Sache selbst zeigen wird, wenn er nur diese Sache immer wieder befragt und ihre Antworten entschlüsseln kann.
5. Das künstlerische Vorgehen ist also im Kern so etwas wie ein tätiger, praktischer Dialog mit einem „fremden“ Gegenüber, bei dem man etwas gewahr werden kann, dessen man sonst nicht gewahr wird, bei dem neue Qualitäten der Dinge entdeckt werden können, die sonst verborgen blieben. In diesem Prozess werden Aufgaben gelöst und Ergebnisse hervorgebracht durch eine sehr spezifische Art des Vorgehens, die man „aktives Befragen“ der Gegenstände in Unbefangenheit nennen könnte. Darin ist dieses Vorgehen immer zugleich auch eigener Ausdruck des Tätigen, Umgestaltung des Vorgefundenen und Vorwegnahme eines Künftigen.

„Künstlerisch“ nennen wir somit ein Handeln dann, wenn

- keine konkreten Ziele vorgeben sind, die erreicht werden müssen, und auch keine mitgebrachten Vorstellungen und Absichten verlangt werden,
- Materialien eingesetzt werden, mit denen unbefangen gespielt, experimentiert, Neues, auch Überraschendes ausprobiert werden kann, und dafür auch Raum gegeben wird,
- neue Entdeckungen möglich sind und Offenheit besteht, sie aus eigener Entscheidung aufzugreifen und auszugestalten,
- es durch Unsicherheiten und Krisen führt, die durch Wahrnehmungen und Impulse aus der Sache selbst überwunden werden müssen, und wenn
- dabei neue, bisher unbekannte Lösungen aus der Sache entstehen können, die neue Einsichten und Erkenntnisse über diese Sache ermöglichen.

Dieser künstlerische Prozess kann selbst als Paradigma für den geglückten interkulturellen Dialog genommen werden. Was den Künstler treibt, ist die Neugier, das Interesse für das Unbekannte, Fremde. Dieses wird sich ihm nur erschließen, wenn er ihm in großer Offenheit und Unvoreingenommenheit begegnet. Dabei ist er ständig auf der Suche nach dem Neuen, noch Unbekanntem, bereit, sich jederzeit überraschen zu lassen. Dazu gehört es, auch die

wohl bekannten Dinge so anzuschauen, als ob es das erste Mal wäre. Der Künstler ist ein Abenteuerer, der sich auf einen ergebnisoffenen Prozess, auf eine Reise ins Unbekannte, Unplanbare einlässt, vom dem er sich zu dem führen lässt, was sich dabei ergeben kann, was in dieser Begegnung mit diesem Material möglich ist. Dazu muss er sich auch selbst öffnen, seine Erwartungen und Vorurteile beiseite schieben, sich auf das Gegenüber möglichst unbefangen einlassen. Im Mittelpunkt steht der Dialog mit dem Material, das zu diesem Gegenüber wird und aus dem sich das Kunstwerk allmählich herausbildet. Allerdings geht das nicht immer glatt und problemlos, sondern der Weg führt auch oft in Sackgassen und Krisen. Im künstlerischen Prozess kann man lernen, auch Beunruhigendes, Spannungsvolles, Unverständliches auszuhalten und abzuwarten, welche Lösungen sich zeigen werden.

Künstlerisch handeln zu können, heißt, in konkreten Kontakt zum eigenen kreativen Potential zu kommen, das weniger aus Genieblitzen und expressiven Explosionen besteht als aus Fähigkeiten und Haltungen wie: Sich in den Zustand der Absichtslosigkeit und Unbefangenheit versetzen, Spielen können, einen Sinn für das Ungewöhnliche, Besondere, Zukünftige zu haben, Entwicklungsmöglichkeiten wahrnehmen zu können, sich in die Eigendynamik der Sache zu versetzen, u.ä.

Der künstlerische Prozess ist also zum einen ein Bild für den interkulturellen Dialog, der als künstlerischer Prozess untersucht und studiert werden könnte. Zum anderen ist er aber auch ein ganz reales, konkretes Übungsfeld für diesen Dialog, in dem man alle Haltungen, Fähigkeiten und Reaktionsweisen lernen kann, die man für einen offenen interkulturellen Dialog benötigt.

Es kann also eine sehr gute Vorbereitung auf die Begegnung mit dem Fremden sein, wenn man sich im Rahmen von künstlerischen Aufgaben und Projekten immer wieder auf künstlerische Prozesse einlässt und dabei genau jene zentralen „interkulturellen Kompetenzen“ einübt. Dieses Potential können künstlerische Aktivitäten allerdings in der Erwachsenenbildung nur entfalten, wenn sie auch entsprechend reflektiert und ihre Impulse und Anregungen als Bild für den interkulturellen Zusammenhang bewusst werden.

Dieser Zusammenhang ist dann unmittelbar präsent, wenn es gelingt, dass Menschen aus verschiedenen Kulturen oder Subkulturen *gemeinsam* künstlerische Aufgaben und Projekte bearbeiten. Künstlerische Aktivitäten eignen sich dafür u.a. deshalb besonders, weil sie Begegnung jenseits der Sprachbarrieren ermöglichen: Künstlerischer Ausdruck ist (mit Ausnahme des Schauspiels) sprachungebunden. Er kann zwar stark von bestimmten Kulturen geprägt sein, ist aber immer auch kulturübergreifend verstehbar und ermöglicht eine transkulturelle Kommunikation. Zugleich werden seine Anforderungen an den künstlerisch Tätigen direkt im Dialog mit dem fremden Partner aus der anderen Kultur auf diesen übertragen: Die künstlerische Zusammenarbeit mit dem Angehörigen der fremden Kultur wird so zu einem praktischen Anwendungsfall interkultureller Kompetenz, die dabei zugleich gebildet wird. Es versteht sich, dass dieser Zusammenhang besonders nahe liegt in den darstellenden Künsten, die im Ansatz soziale Künste sind, wie Schauspiel, Tanz und Musik. Allerdings gilt auch hier, dass es wahrscheinlich nicht ausreicht, einfach zusammen Musik zu machen oder zu tanzen, sondern dass die gemeinsame künstlerische Arbeit bewusst unter dem Gesichtspunkt der interkulturellen Begegnung, der Berührung mit dem Fremden gestellt und auch entsprechend verarbeitet (ausgewertet, reflektiert) werden muss.

Kunst und Ich-Identität

Der interkulturelle Dialog verlangt, so sahen wir, im Kern dreierlei von denen, die an ihm teilnehmen: Sie müssen sich ihrer eigenen kulturellen Identität bewusst und gewiss sein, sie

müssen unbefangene Neugier und Interesse für den Anderen, für das Gegenüber aufbringen, und sie müssen die Relativität alles Kulturellen aushalten, indem sie sich nicht mit ihrer eigenen Kultur, sondern mit sich selbst als eines prinzipiell trans-kulturellen Menschen, als eines „Ich“ identifizieren, ihren eigenen Standpunkt also jenseits aller kulturellen Prägung finden und dieser gegenüber selbstbewusst und autonom werden. Kann man diesen entscheidenden Bewusstseins- und Entwicklungsschritt ebenfalls durch künstlerische Aktivitäten in Bildungsprozessen unterstützen?

Zunächst einmal enthält die künstlerische Handlungskompetenz, die im letzten Abschnitt beschrieben wurde, selbst wesentliche Komponenten eines ich-haften, ich-starken Handelns. Das kann man sich an drei Aspekten verdeutlichen:

1. Künstlerisch handeln zu können heißt zunächst einmal vor allem: *Offene Prozesse bewältigen zu können*. Offene Prozesse sind unplanbare, unbestimmte, unvorhersehbare Prozesse, die man im Voraus nicht kalkulieren kann. Bei offenen Prozessen handelt es sich immer um unsichere, riskante Prozesse, die man nicht voll im Griff hat, deren Ende und Ergebnis man nicht kennt und deren Erfolg man nicht gewiss sein kann. Wer also künstlerisch handeln kann, der kann *unter Unsicherheit handeln*. Künstlerisches Handeln ist der Prototyp des *Handelns unter Unsicherheit* und eine Art Modellform für den *Umgang mit Ungewissheit*. Beides verlangt vom Handelnden, sich nicht auf äußere Orientierungen, sondern auf sich selbst verlassen und stützen zu müssen – eine Voraussetzung dafür, sich auf eine nicht-ethnozentrische Begegnung mit dem Fremden einlassen zu können. Künstlerisch handeln zu können, so wird hier deutlich, ist eigentlich eine unverzichtbare Grundkompetenz zur Bewältigung des modernen Lebens, seiner Unsicherheiten und Ungewissheiten. Im künstlerischen Prozess kann man die *Kompetenz zum Handeln unter Unsicherheit* erlernen.
2. Künstlerisch handeln zu können, heißt aber auch, sich aus engen Vorgaben lösen zu können, nicht an Geboten, Regeln und Normen zu kleben, nicht darauf zu warten, was andere einem sagen, sondern die Kraft in sich zu entdecken und nutzen zu können, ins Unbekannte vorzustoßen, sich, wie Picasso das sagt, „im Ungeborgenen geborgen zu fühlen“. Künstlerisch handeln zu können heißt, die eigene Freiheit zu spüren und zu betätigen, selbständig handlungsfähig zu sein, sich in der Welt zurechtzufinden, sich als ein Ich zu erleben, das in der Lage ist, im Dialog mit der Welt „*selbstanfängliche*“ Prozesse in Gang zu setzen, und das die Bedingungen und auch Grenzen dieser Fähigkeit kennt und sie von Selbstüberschätzung und Allmachtsphantasien abzuheben weiß. Im künstlerischen Prozess kann man die *Kompetenz zum originellen, kreativen Handeln* lernen.
3. Künstlerisch handeln zu können, heißt schließlich, *die Welt gestalten zu können*, etwas entwickeln, schaffen, „herstellen“ zu können – und zwar in vielen Künsten durchaus: mit anderen zusammen. Der künstlerische Prozess gleicht dem Prozess der „Konstruktion sozialer Wirklichkeit“⁵, dem Prozess der Bildung und Weiterentwicklung der Kulturen. Etwas zu gestalten unterscheidet sich erheblich davon, etwas zu beherrschen, zu formen, einem Zustand seinen Willen auf zu zwingen, etwas übers Knie zu brechen oder die Welt gewaltsam zu verändern. Gestaltung ist immer ein künstlerischer Prozess, wie er hier beschrieben wurde. Das gilt nicht nur für die Natur, sondern auch für alle sozialen und

⁵ Obwohl hier nun der Begriff „Konstruktion“, den wir aus der konstruktivistischen Literatur übernommen haben, falsche Assoziationen wecken kann

kulturellen Gestaltungen – von zwischenmenschlichen Beziehungen bis zur Gestaltung gesellschaftlicher Institutionen und Verhältnisse. Im künstlerischen Prozess lernt jeder Mensch, ein Künstler zu sein und an „sozialen Plastiken“ (Beuys) mitzugestalten. Im künstlerischen Prozess kann man somit *die Kompetenz zur Gestaltung, insbesondere zur Sozialgestaltung als einer (gemeinsamen) Ich-Leistung* lernen.

Künstlerisch aktiv zu sein, fordert und fördert somit per se jene Ich-Instanz, die auch für den erfolgreichen Dialog mit dem Fremden nötig ist. Das ist jedoch noch relativ allgemein. Mit Hilfe künstlerischer Aufgabenstellungen kann man aber auch ganz konkret Selbstbewusstsein und die Herausbildung von Ich-Identität bei Einzelpersonen fördern. Ein besonders wirksames Hilfsmittel bietet dafür die künstlerische Beschäftigung mit sich selbst, die künstlerische Verarbeitung eigener biografischer Erfahrungen. Das kann sich auf die ganze eigene Person beziehen (wie etwa im autobiografischen Roman oder dem Selbstportrait), das kann sich aber auch auf einzelne neuralgische Erfahrungen im eigenen Leben und ihre Verarbeitung zu einem Kunstwerk beschränken. „Identität ist eine Erzählung vom Selbst; sie ist die Geschichte, die wir uns vom Selbst erzählen, um zu erfahren, wer wir sind.“ (Stuart Hall).

Dabei geht es immer darum, sich selbst in seinen verschiedenen Erscheinungsformen zum Thema zu machen – was nur gelingt, wenn man zu sich selbst eine gewisse Bewusstseins-Distanz schafft und dadurch in aller Vielfalt des eigenen Lebens einen inneren Zusammenhang entdeckt bzw. sich fragt, was das alles mit mir zu tun hat. Besonders wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang die künstlerische Verarbeitung schwieriger, traumatischer, aus dem Bewusstsein und Selbstbild abgespaltener Erfahrungen, die durch die künstlerische Arbeit integriert werden können. Mitunter kann es auch eine Hilfe zur Selbsterkenntnis sein, die eigenen künstlerischen Lösungen bestimmter Aufgaben mit denen anderer zu vergleichen und dadurch wiederum ganz direkt mit sich selbst konfrontiert zu sein – den Unterschied, den man sehen kann, habe *ich* gemacht – wer bin ich?

Solche autobiografisch orientierten künstlerische Arbeiten sind keine Dokumentationen vergangener Ereignisse, sondern Verdichtungen, auch Überhöhungen, Zuspitzungen solcher Ereignisse, durch die verborgene Muster und Zusammenhänge ans Licht kommen können. Diese künstlerischen Verarbeitungen der eigenen Biografie sind also Mittel der Selbsterkenntnis, die gewissermaßen zu der „wahreren“ Geschichte hinter der tatsächlichen führen und die Punkte herausholen, an denen blitzartig Wesentliches über mich selbst deutlich wird. Man kann ja den Lebenslauf selbst als „Kunstwerk“ betrachten – und indem man dies tut, wird man wie selbstverständlich auf die Frage nach dem Künstler gewiesen, dem dieses Kunstwerk zuzuschreiben ist, der dieses Leben gelebt hat. Zur künstlerischen Bearbeitung der eigenen Biografie und ihrer Ereignisse hat es wenig Sinn, alle diese Ereignisse nur wieder neu durchleben, nacherleben zu wollen. Indem sie künstlerisch *gestaltet* werden müssen, rücken sie ein Stück von „mir“ ab und gewinne „ich“ genau jenen Standpunkt *außerhalb* der bestehenden Gegebenheiten, der nötig ist, um sie zu überblicken, zu ordnen und mit anderen in Beziehung zu setzen – den Betrachter-Standpunkt der Ich-Identität. Auch dies lässt sich zweifellos durch gezielt arrangierte künstlerische Übungen zum Bewusstmachen verstärken.

Hinzu kommt Folgendes: Eine künstlerische Gestaltung ist nicht einfach nur ein Strich oder eine Figur oder eine Farbe oder eine Melodie, sondern hat etwas, was man *Ausdruck* nennt. „Ausdruck“ meint einen Gefühlswert, eine mit der Gestaltung verbundene Empfindung, etwas, das nicht nur die platte Sache (Strich usw.) ist, sondern als emotionaler Wert an ihr haftet, aber über sie hinausgeht, etwas bedeutet. Dieser Aspekt des künstlerischen Ausdrucks macht eigentlich den Unterschied zwischen einer künstlerischen und einer technischen Zeichnung aus. Er stellt sicher, dass es sich bei künstlerischen Aktivitäten auch in der Er-

wachsenbildung tatsächlich um etwas Künstlerisches, mit Kunst Verbundenes handelt und nicht einfach um ein beliebiges Trainingsprogramm.

Ausdrucks wahrnehmen, ihn Gestaltungen gar selbst verleihen zu können, verlangt eine spezifische Sensibilität, eine Fähigkeit, *Gefühlsqualitäten* von Gegenständen bewusst erfassen, besser wohl: sie *empfinden* zu können. Es geht um die Fähigkeit, Stimmungen, Atmosphären wahrzunehmen und sich bewusst zu machen, verborgene Botschaften der Dinge empfangen zu können, empfänglich zu werden für das, was „mitschwingt“, was „emotional mit rüber kommt“. Es geht um ein Offen-Werden für seelische Strömungen und Belange.

Insbesondere für wissenschaftlich erzogene Menschen steckt hier ein größeres Problem, weil man „Ausdruck“ mit üblichen wissenschaftlichen Mitteln schlecht oder gar nicht fassen kann, wie alles, was mit Gefühl und Empfindung zu tun hat. Wie auch immer die Objektivität des Ausdrucks bzw. seines Erlebens eingeschätzt wird – unbestritten ist wohl, dass es diese Ebene überhaupt gibt, auch wenn sie nicht gezählt, gewogen oder gemessen, sondern nur *erlebt* werden kann. Dem künstlerischen Laien wird hier – vielleicht nach einer ersten Abwehr - bewusst, dass ihm einfach eine bestimmte Art des *Wahrnehmens* fehlt. Er nimmt Sachen, Gegenstände, Stoffe wahr und kann sie als solche unterscheiden, aber im fehlt zunächst einmal das Sensorium, um auch ihren Ausdruck wahrnehmen zu können. Für Künstler ist die Schicht dieses gefühlsmäßigen Erlebens einfach präsent. Viele ihrer Gestaltungen orientieren sich genau daran. Sie hat für die Künstler oft mehr Realitätsgehalt als die gegenständliche Sache selbst. Und dieser Ausdruck kann auch für die Betrachter von Kunstwerken den ersten Zugang zu einem Werk erschließen, wenn sie sich fragen: Was erlebe ich eigentlich beim Betrachten dieses Werkes, was löst das für Gefühle in mir aus?

Künstlerisches hat immer mit Gefühl und Erleben zu tun und wirkt auch wesentlich über Gefühl und Erleben. Das kann aber nur dann erfasst werden, wenn die Teilnehmenden die entsprechenden „Organe“ ausgebildet haben, um diese Schicht überhaupt wahrnehmen zu können. Künstlerische Aktivitäten können helfen, diese „Organe“ – das „*Gespür*“ für Ausdruck, für das Seelische an und in den Dingen – zu bilden. Denn etwas wird „künstlerisch“ dadurch, dass es etwas ausdrückt, das über die bloße Gegenständlichkeit hinausgeht und in diese Sphäre des Erlebens und Fühlens vorstößt. Um daran teilhaben zu können, muss eine „*fühlende*“ Wahrnehmungsfähigkeit dafür ausgebildet werden.

Diese besondere Wahrnehmungsfähigkeit ist bei der Begegnung mit dem Fremden sehr hilfreich, weil erst diese Sensibilität, dieses *Gespür* den Zugang zu wesentlichen Dimensionen der fremden Kultur erschließen. Insofern ergänzt dieser Aspekt die Darstellungen des letzten Abschnitts. Diese Wahrnehmungsfähigkeit für „Ausdruck“ ist es aber auch, die man braucht, um einen Zugang zu sich selbst, zum eigenen Ich zu bekommen und seiner Identität gewahr zu werden. Denn diese Ich-Identität lässt sich weder messen noch abbilden, sie ist eine Bewusstseins- und Empfindungstatsache, die man an den Erscheinungen des eigenen Lebens, im Vergleich zu anderen Menschen und als das Bleibende jenseits widersprüchlicher und wechselnder Rollenerwartungen mehr erleben als erkennen kann. Als konstitutives Merkmal für Ich-Identität (und als wichtige Voraussetzung für interkulturelle Kompetenz) gilt heute allgemein „*Ambiguitätstoleranz*“ – die Fähigkeit, Mehrdeutigkeiten wahrzunehmen und auszuhalten und dennoch handlungsfähig zu bleiben. Diese Ambiguitätstoleranz aber kann in künstlerischen Übprozessen geschult werden, weil sie genau an den Fragen des Ausdrucks gefordert wird.